Zool. 137 m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Rührende Erzählungen aus der Thierwelt.

Zweyte Auflage.

Nördlingen,
bey Karl Heinrich Beck 1819.

Bayerische Staatsbibliothek München
228

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Wir liefern hier rührende Erzählungen aus der Thierwelt. Rührung soll die Wirkung sein, Rührung unsers Gefühls, unserer Aufmerksamkeit, unsers Nachdenkens — also angenehme und anziehende Unterhaltung. Es sind Erzählungen — also Darlegung wirklicher Thatsachen, nicht Angabe eingebildeter Dinge. Diese Erzählungen sind aus der Thierwelt genommen, aus einem Kreise von Geschöpfen also, mit denen wir Menschen wenigstens das gemein haben, daß sie gleich uns empfindende Wesen sind. Und wenn wir unsere Natur auch wirklich edler nennen können,

als die der im engern Verstande sogenann-
ten Thiere, so wird beim Anblick solcher Thatsachen, wie wir aufstellen wollen, we-
nigstens die Wirkung sich ergeben, daß der edlere unseres Geschlechts denkt: möchte keiner, der Mensch heißt, an zarten oder edeln Zügen von einem sogenannten unver-
nünftigen Thier übertroffen werden! und daß der weniger edle mehr Gefühl für das in seiner Macht stehende wehrlose Thier bekommt. Geschieht dieß, jenes oder gar beides, dann freuen wir uns unsers erreich-
ten Zweckes.

Inhaltsanzeige.

I. Elternliebe unter Thieren.

	Seite
Die zärtliche Bärenmutter.	1
Die Vertraulichkeit und Liebe zweyer Katzen (einer Mutter und ihrer Tochter) gegen einander.	5
Der für seine Jungen besorgte Schwalbenvater.	7
Beyspiele von der Zärtlichkeit einiger Meerthiere gegen ihre Jungen.	8
Der Selbstbetrug einer Katze aus Liebe zu ihren Jungen.	12
Die guten Eltern eines jungen Kolibri.	13
Die um ihrer Jungen willen unermüdete Hündin.	15
Ein Storch stirbt mit seinen Jungen in den Flammen.	17
Die besorgten Eltern eines jungen Schuhus.	18
Die gute Katze.	21

Seite

II. Kindesliebe unter Thieren.

Die Sorgfalt der jungen Ratten für ihren Alten. 27

Die Hochachtung einer Kaninchenfamilie vor ihrem Stammvater. 30

III. Gatten- und Geschwisterliebe unter Thieren.

Die Seekühe. 32

Der zärtliche Orangutang. 34

Die zärtliche Sorgfalt eines Papageys für sein Weibchen. 35

Die Sorgfalt zweyer jungen Kanarienvögel für ihr kleines Brüderchen oder Schwesterchen. 38

IV. Beyspiele der Liebe, Zärtlichkeit, Sorgfalt, Anhänglichkeit, Treue und Freundschaft unter Thieren, in nähern und entferntern Verhältnissen, gegen einander.

Die Bienenkönigin. 40

Die Liebe eines Löwen zu einem Hündchen. 45

Der gutherzige Kanarienvogel. 49

Seite

Die zärtliche Hündin 51

Die pflegmütterliche Sorgfalt einer Katze. 52

Das durch seine Kameraden im Stalle gefütterte, alte Kavalleriepferd. 55

Die mütterliche Sorgfalt einer Bachstelze für einen jungen Kukuk. 56

Eine ähnliche Geschichte von einem Goldammer. 58

Das theilnehmende Herz einiger Elstern gegen eine andere Elster. 59

Die Sorgfalt eines Hundes für seinen Kameraden. 60

Die unzertrennbare Freundschaft zweyer Streithähne. 62

V. Dankbarkeit der Thiere gegen Menschen.

Die dankbare Löwin. 65

Der dankbare Löwe. 70

Eine ähnliche Geschichte von einem dankbaren Löwen. 73

Der großmüthige Löwe. 78

Seite

Auch eine dankbare Löwin. 74

Auch ein dankbarer Löwe. 75

Die Erkenntlichkeit eines Elephanten gegen seinen Wohlthäter. 77

VI. Treue der Thiere gegen gewisse Menschen.

Die entdeckte Mordthat durch einen Hund. 79

Eine ähnliche Geschichte von einem Hund. 84

Der treue Pudel. 85

Ein treuer Hund, der seinen Herrn vom Tod errettete. 88

Ein Paar Geschichten von Hunden, denen Kinder ihre Rettung zu verdanken hatten. 89

Die Sorgfalt eines Schäferhundes für den Sohn seines Herrn. 94

Einige Beyspiele von Hunden, die sich über den Tod ihrer Herren zu todt gegrämt haben. 98

Eine ähnliche Geschichte von einer Katze. 101

Ein Hänfling stirbt aus Betrübniß mit seinem Herrn. 102

Seite

Das für seinen betrunkenen Herrn besorgte Pferd. 103
Eine ähnliche Geschichte von einem Pferd. 105
Die Treue und Sorgfalt eines Elephanten. 106
Der reumüthige Elephant. 107
Ein Elephant entdeckt eine Mordthat. 109

VII. Anhänglichkeit der Thiere an Menschen.

Der theilnehmende Papagey. 110
Die freundschaftliche und gesellige Spinne. 113
Das vertraute und freundschaftliche Schwein. 114
Eine Geschichte von einem Luchs und einem Kranich. 117
Der Trieb eines Hundes, nach seiner Heimath zurückzukehren. 119
Das erneuerte frohe Andenken einiger Hunde an ihre verstorbene Besitzer. 121
Der rührende Tod einer Wasserhündin. 123
Die Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn. 125

Seite

Die Freude eines Löwen beym Wiedersehen eines Bedienten seines vormaligen Herrn. 129
Die zärtliche Wiederzusammenkunft eines Pferdes und seines ehemaligen Stallknechtes. 130
Die vertrauliche Krähe 132
Die vertraulichen Rothkehlchen. 133
Der Abzug der Schwalben. 135
Sogar der Hase liebt die Musik. 141

I.

Elternliebe unter Thieren.

Die zärtliche Bärenmutter.

Eines Morgens früh meldete der Mann in dem Mastkorbe des Schiffs Carcasse genannt, daß drey Bären *) sehr geschwind ihren Weg

*) Es ist hier von Wasser= oder weißen Bären die Rede, die deßwegen Wasserbären genannt werden, weil sie sich mehr im Wasser und auf dem Eise, als auf dem Lande aufhalten. Sie sind größer als die Landbären, und sehen einem Schäferhund mit langen, weißen Haaren nicht unähnlich. Ihr Aufenthalt ist Grönland, Spitzbergen und das benachbarte Eismeer. Diese Thiere nähren sich von Fischen, Seekälbern rc. rc. und halten strenge zusammen. Wenn einer von ihnen in Gefahr ist,

über das Eis nähmen und gerade auf das Schiff zukämen. Ohne Zweifel lockte sie der fettichte Geruch eines vor wenig Tagen getödteten Seepferdes herbey, das die Schiffsleute ins Feuer geworfen, und welches eben um die Zeit ihrer Annäherung auf dem Eise brannte. Man entdeckte, daß es eine Bärin mit ihren zwey Jungen sey; aber diese waren schon beynahe so groß als ihre Mutter. Sie liefen hitzig nach dem Feuer, rissen aus demselben die von der Flamme noch nicht verzehrten Fleischstücke des Seepferdes heraus, und fraßen sie gierig auf. Nachdem sie dasselbe verzehrt hatten, so wurde ihnen auch das von dem Seepferde noch übrig gebliebene Fleisch zugeworfen, welches die alte Bärin abholte, und ihren Jungen stückweise zum Essen hinlegte, indessen sie nur einen kleinen Theil desselben für sich behielt. Als aber die Alte das letzte Stück abholte, richteten die Schiffsleute

so kommt ihm sogleich ein anderer zu Hülfe. Die Alten eilen den Jungen und die Jungen den Alten zu Hülfe, und beyde lassen sich oft lieber miteinander todtschlagen, als daß sie einander verliessen.

ihre Flinten auf die Jungen und erschossen beyde. — Die Mutter aber verwundeten sie auf ihrem Rückzug, wiewohl nicht tödtlich.

Nur gefühllosen Seelen würde es nicht Thränen des Mitleids abgelockt haben, wenn sie den zärtlichen Schmerz, den dieses arme Thier bey den letzten Augenblicken ihrer sterbenden Kinder ausdrückte, hätten sehen sollen. Ob sie gleich schwer verwundet war, und nur gerade so viel Kräfte noch hatte, bis auf den Platz zu kriechen, wo sie lagen, so trug sie doch den Klumpen Fleisch, den sie weggeholt hatte, herbey, zerriß ihn in Stücken und legte dieselben ihren Jungen vor. Da sie aber sah, daß sie nicht essen wollten, so legte sie erst ihre Pfote auf das eine, dann auf das andre, und gab sich alle mögliche Mühe, sie aufzuheben; und die ganze Zeit über hörte man sie erbärmlich heulen. Endlich gieng sie von ihnen weg, sah bey jedem Schritte, den sie vorwärts that, zurück und jammerte, und als sie sah, daß sie sich dadurch nicht bewegen lassen wollten, ihr zu folgen, kehrte sie wieder um, berocb sie und fieng an, ihre Wunden zu lecken. Sie entfernte sich wieder, aber kaum

war sie ein Paar Schritte fortgekrochen, blickte sie wieder zurück, blieb stehen und heulte. Aber da ihre Jungen noch nicht aufstunden, ihr zu folgen, kam sie aufs Neue zurück, gieng mit unaussprechlicher Zärtlichkeit um sie herum, betrachtete sie und jammerte laut. Endlich aber, da sie sah, daß sie kalt und leblos waren, erhub sie ihren Kopf gegen das Schiff und brüllte einen Fluch auf die Mörder ihrer Jungen, den jene mit einer ganzen Ladung Musketenkugeln beantworteten. So fiel die Bärin zwischen ihren Jungen und starb, indem sie ihre Wunden leckte! —

Die Vertraulichkeit und Liebe zweyer Katzen, (einer Mutter und ihrer Tochter) gegeneinander.

Gewöhnlich währt die Liebe der Thiere zu ihren Jungen nur so lange, als sie dieselben in ihrer mütterlichen Pflege haben. Nach dieser Zeit werden sie einander fremd, sie kratzen und beisen sich sogar, wenn eins dem andern irgendswo hinderlich ist. Man weiß, wie böse die Hausthiere zu seyn pflegen, und wie sehr sie selbst ihres Gleichen zu entfernen suchen, wenn sie Junge haben. Um so auffallender ist folgende Beobachtung, die Herr C. R. Streithorst gemacht hat.

Zwey Katzen, Mutter und Tochter, waren zu gleicher Zeit trächtig. Sie hatten bis dahin sehr viel auf einander gehalten. Die Tochter brachte ihre Jungen, deren viere waren, zuerst zur Welt, und zwar in einem großen Waschgefäße, worinn sie ihr Nest zubereitet hatte, wodurch eben die Beobachtung veranlaßt und erleichtert wurde. Die alte Mutter fand sich bald bey der Tochter ein, und kaum daß sie die kleinen, lebendigen Wesen wahrnahm, fieng sie sogleich an, Anstalten zu machen, um sie zu säu=

gen, als wenns ihre eigenen Kinder wären, welches die Tochter auch geschehen ließ. Beyde besorgten die Jungen in allem Frieden. Des folgenden Tages brachte auch die alte Mutter fünf Junge zur Welt und zwar an eben diesem Orte. Mutter und Tochter hatten also ein Wochenbett, und lebten während der ganzen Zeit in der größten Verträglichkeit. Sie wechselten oft mit der Pflege sämtlicher Jungen ab, und machten unter ihnen keinen Unterschied. Selten waren diese allein, denn es war mehrentheils eine der Alten bey ihnen. Oft waren die beyden zugleich im Neste und theilten die Pflege ihrer beyderseitigen Kinder. Die Mutter war zu andrer Zeit ein böses Thier, aber jetzt war sie die Sanftmuth und Zärtlichkeit selbst, lies sich und die Jungen angreifen und streicheln, daß sie sonst Niemand ungestraft berühren durfte. Diese beyden Katzen machten in der Folge, einige Jahre hindurch, eine ordentliche Gewohnheit daraus, ein Wochenbett zu halten und ihre Jungen gemeinschaftlich zu besorgen. Das letztemal aber, da sie so mit einander lebten, entstand bisweilen ein Streit unter ihnen; jedoch vertrugen sie sich hinterher bald wieder, und setzten die gemeinschaftliche Pflege ihrer Jungen fort.

Der für seine Jungen besorgte Schwalben-vater.

Ein Paar Schwalben hatten in einem Stalle ihr Nest aufgeführt, in welches das Weibchen nachher ihre Eyer legte und sich auf dieselben setzte. Einige Tage darauf sah das Gesinde, daß das Weibchen zwar die Eyer unter sich hatte, das Männchen aber bisweilen neben dem Neste herum ab- und zuflog, sich auf einem Nagel zur Seite niederlies, und beständig einen Laut von sich gab, der Unruhe verrieth. Nach einer genauen Untersuchung fanden sie das Weibchen auf den Eyern todt liegen, und warfen es darauf weg. Nun flog das Männchen zum Neste, und setzte sich eine Weile auf die Eyer. Nachdem es aber daselbst ein Paar Stunden gelegen hatte, flog es weg und kam, wie wunderbar, des Nachmittags mit einem andern Weibchen nach Hause, welches sich nicht allein über die Eyer legte und sie ausbrütete, sondern auch die Jungen, bis sie groß wurden, und sich selbst versorgen konnten, ernährte.

Beyspiele von der Zärtlichkeit einiger Meerthiere gegen ihre Jungen.

a) Die Meerotter.

Es ist eine sehr rührende Erzählung, die Herr Steller in seiner Beschreibung von sonderbaren Meerthieren, unter andern auch von der Meerotter macht. Nichts soll zärtlicher seyn als die Liebe, welche diese Thiere zu ihren Jungen haben, so wie auch ihre eheliche Liebe die treueste und beständigste ist. Das Männchen bleibt seinem Weibchen einzig getreu, und beyde halten sich beständig zusammen. Eben so bleiben auch die Jungen, wenn sie schon erwachsen sind, ehe sie noch eine eigenthümliche Familie angelegt haben, immer bey ihren Eltern. Die Weibchen tragen ihre Jungen, um sie immer bey sich zu haben, allenthalben im Maul mit sich herum, und wenn sie schwimmen, so legen sie sich auf den Rücken, und halten dieselbe zwischen den Vorderfüßen, wie eine Mutter ihr Kind, über sich. Die Mütter lieben ihre Kinder über alle Beschreibung. Wenn man ihnen nachsetzt, es sey im Meer oder auf dem festen Lande, so lassen sie ihre Jungen, die sie im Maul mit

fortschleppen, doch niemals fallen, es sey dann in der größten Verwirrung oder in einem wahren Todesschrecken. Da Steller einmal einer solchen Meerotter ihre Jungen wegnehmen ließ, so winselte diese bis zum Erbarmen. Sie folgte denselben in der Ferne beständig nach, rief ihren geraubten Kindern mit einer wimmernden Stimme, und da diese die Stimme ihrer Mutter hörten, fiengen sie gleichfalls an zu wimmern. Die alte Meerotter nahete sich auch bis auf einige Schritte denjenigen, die ihr ihre Kinder abgenommen hatten, und schien sie von denselben zurückzufordern, und noch am achten Tage darauf traf sie Steller an diesem Orte voll Traurigkeit und Schmerz über den Verlust ihrer Jungen an. Zu eben der Zeit sahe er auch eine andere Meerotter mit ihrem Söhnchen am Ufer stehen. Allein kaum hatte ihn die Mutter erblickt, als sie zu ihrem Kleinen hinlief und ihn aufwecken wollte. Da aber dieser nicht aus dem Schlaf zu bringen war, faßte sie ihn mit den Vorderfüßen, und wälzte ihn, wie einen Stein, ins Meer, um ihn in Sicherheit zu setzen.

b) Der Seebär.

Auch die Seebären haben eine außerordentliche Liebe zu ihren Jungen, welche bey dem Männchen nicht minder stark als bey dem Weibchen ist. Wenn ihnen ein Junges geraubt wird, so ist ihre Traurigkeit unbeschreiblich, und nicht selten geht dieselbe bey dem Männchen in eine Wuth und in einen grenzenlosen Zorn, den das Weibchen büßen muß, aus. Von einem solchen Auftritt war auch Steller, den ein Schiffbruch an der Beeringsinsel nöthigte, sich über ein halbes Jahr unter dergleichen Thieren aufzuhalten, einmal Zeuge. Zu eben der Zeit, nemlich als einige seiner Gefährten mit einem Seebären, der sie angreifen wollte, stritten, wurden dem Weibchen desselben von andern ihre Jungen weggenommen. Aber kaum hatte dieses das Männchen gesehen, als es sich sogleich, ohne sich ferner zu wehren, zurückzog, aber mit desto größerer Wuth auf das Weibchen losgieng, um sie dafür zu züchtigen, daß sie sich die Jungen rauben ließ. Voll Zorn griff er sie an, warf sie mit den Zähnen in die Höhe, und dann wieder zwey= bis dreymal an einen Felsen, als wollte er sie auf der Stelle tödten. Fürchterlich brummend und mit funkelnden Augen gieng er

hin und her, und war voll Zorn und Ungedult. Endlich aber, da er sahe, daß seine Jungen weggetragen wurden und für ihn unwiderbringlich verlohren wären, so verwandelte sich seine Wuth in einen tiefen Schmerz. Er vergoß häufige Thränen, *) die seinen Leib von vorne ganz benetzten, und war voll Traurigkeit, so wie sein Weibchen, welcher der Verlust ihrer Kinder eben so sehr, wie die grausame Behandlung ihres Mannes nahe gieng.

*) Daß Seebären Thränen vergiessen, ist nach der Anmerkung des Herrn Stellers nichts seltenes. Dieß pflegt insonderheit auch alsdann zu geschehen, wenn sie schwere Wunden erhalten, oder wenn sie beleidiget werden, ohne sich rächen zu können.

Der Selbstbetrug einer Katze aus Liebe zu ihren Jungen.

Eine Katze, die zum erstenmal Junge brachte, ward zu ihrer Wurfzeit dergestalt übereilt, und verhindert, daß sie ihr Lager nicht erreichen konnte. Sie verlohr hier eine von ihren Jungen, dort eine andere, und noch weiter die dritte, welche dann sogleich gefunden und weggeworfen wurden. Halb trostlos über den Verlust ihrer Kleinen schlich sie ängstlich umher, dasjenige zu suchen, was ihr die Natur so liebenswürdig gemacht hatte. Nun trug sichs eben zu, daß erst ausgebrütete Küchlein in einer Entfernung von den Katzen gefüttert wurden. Ob nun die Aehnlichkeit der Stimme dieser Küchlein die Katze täuschte, oder nicht — kurz sie raubte eins derselben und lief davon. Man jagte ihr nach, ihr die Beute wieder abzunehmen, aber vergeblich. Endlich nach vier und zwanzig Stunden fand man von ungefehr das Küchlein noch lebendig auf einem Heuboden und die Katze dabey in ihrem Lager so zufrieden, als ob sie ihre eigene Brut bey sich gehabt hätte. Wie stark muß der Trieb der Natur seyn, Zucht von seinem Stamme zu haben, daß er dieses Thier ver=

mochte, lieber seine Lüsternheit und seinen Hunger zu überwinden, als sich des Vergnügens zu berauben, das es in der Einbildung, eines von seinen Jungen bey sich zu haben, zu finden glaubte!

Die guten Eltern eines jungen Kolibri.

Der Kolibri ist, schon seiner Gestalt und Farbe nach, ein zu artiges, liebenswürdiges Thierchen, daß man nicht auch auf seine artige Sitten und liebenswürdiges Betragen einen vortheilhaften Schluß machen sollte. Und wirklich ist dieser kleine Vogel ein Thierchen voll Zärtlichkeit, Freundlichkeit und Artigkeit. P. Montdidier hatte einmal ein Nest dieser Vögel mit einigen Jungen von ungefehr fünfzehn Tagen, nahe an seinem Hause entdeckt. Er lies es von dem Schoppen, wo es angebracht war, abnehmen, und stellte es in einem Bauer vor das Fenster seines Zimmers. Von nun an kamen täglich die Alten dahin, um ihre Jungen zu füttern, und die Liebe gegen dieselbe lies sie jede Gefahr, gefangen zu werden, vergessen. Endlich wurden Alte und Junge so zahm, daß sie sich der Er-

laubniß, aus dem Zimmer zu fliegen, gar nicht mehr bedienten, und sich alle Viere auf ihres Pflegvaters Finger, wie auf einen Baumzweig setzten. Ihre Nahrung war ein feiner dünner Teig von Zwieback, spanischem Wein und Zucker, worein sie ihren Schnabel, wenn sie essen wollten, steckten. Sie strichen immer herum, kamen auf den Ruf ihres Herrn herbey, und waren fünf bis sechs Monate seine Hausgenossen. Schon hofte man, sie sich fortpflanzen zu sehen; als sie unglücklicher Weise, Nachts, einer Ratte zum Raube wurden.

Die um ihrer Jungen willen unermüdete Hündin.

Mit einem Bauer, der nach Nordhausen fuhr, war einmal seine trächtige Hündin drey Meilen weit gelaufen, denn so weit war Nordhausen von dem Ort, wo er zu Hause war, entfernt. Aber kaum war sie daselbst angekommen, als sie Wehen bekam und fünf Junge warf. Indessen bekümmerte sich der Bauer weiter nichts um sie, bis an dem folgenden Morgen, wo er wieder abreisen, und sie mit ihren Jungen auf seinen Wagen nehmen wollte. Allein, da er sie den Tag darauf suchte, waren sie nirgends zu finden. Desto größer war seine Freude, aber auch seine Bewunderung, da er die Mutter mit ihren Jungen zu Hause ganz wohlbehalten antraf. Noch mehr aber befremdete er sich, da ihm seine Frau versicherte, die Hündin schon am frühen Morgen gesehen zu haben. Die treue Mutter hatte also von Nordhausen ihre Jungen selber nach Hause geschleppt, und da es nicht wohl möglich war, daß sie alle auf einmal mit sich nehmen konnte, da sie allerhöchstens nur drey auf einmal fortbringen, und die übrigen nachhohlen mußte, so mußte

sie also in kurzer Zeit einen Weg von sechs Stunden dreymal zurücklegen. Und dies that die gute Hündin, die durch ihre Geburt nothwendig sich geschwächt fühlen mußte, gleichwohl aus Liebe zu ihren Jungen, weil sie dieselben an dem Ort ihres gewöhnlichen Aufenthalts am sichersten hielt.

Ein Storch stirbt mit seinen Jungen in den Flammen.

Die Verträglichkeit des Storches mit seinen Nachbarn, die Treue desselben gegen seinen Gatten, seine zärtliche Sorgfalt für Eltern und Anverwandte, die er verpflegt, wenn sie alt und hülflos werden, ist jedem Naturkenner und Beobachter bekannt, und vielleicht findet sich bald eine Gelegenheit, auch von diesen Thieren in Rücksicht dieser ihnen zugeschriebenen Tugenden mehrere Erzählungen liefern zu können. Hier folgt indessen eine, welche die zärtlichste Liebe dieser Thiere zu ihren Jungen beweißt. Im Jahr 1536 war in Delft eine fürchterliche Feuersbrunst. Die Wuth der Flammen hatte unter mehreren Gebäuden auch ein Haus ergriffen, auf welchem ein Storchennest war. Die Eltern gaben sich alle mögliche Mühe, ihre Jungen zu retten und in Sicherheit zu bringen: aber es gelang ihnen nicht. Allein weit gefehlt, daß sie dieselben ihrem Unglücke allein überlassen hätten, so verharrten sie bey ihnen in ihrem Neste, bis Eltern und Kinder, die sich nicht verlassen wollten, miteinander ein Raub der

Glut und des Todes wurden. Hier fallen mir die Worte aus der Schrift ein, die ich aber ohne Anwendung lasse. — „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ — O Thierliebe, wie viel lehrst du uns! —

Die besorgten Eltern eines jungen Schuhu's.

In der Nähe eines Landgutes (in Südermannland) hatten ein Paar Schuhu's auf dem höchsten Gipfel eines steilen Berges ihr Nest. Aus diesem wagte sich eines Tages ein Junges heraus, und wurde gefangen. Dieser Vogel war zwar, der Jahreszeit nach, voll gefiedert, die Daunen schienen aber doch zwischen den noch nicht ganz ausgewachsenen Federn hervor. Der Herr des Landgutes (Cronstedt in Schweden) ließ ihn zu seinem Vergnügen in einen geräumigen Hühnerstall einsperren, der von Pfählen und Ruthen gebaut war; denn der junge Schuhu war zu groß, um ihn auf eine andere Art zu verwahren. Den andern Morgen, als jener ganz frühzeitig ausgieng und nach seinem Gefangenen sehen wollte, fand er zu seiner größten Ver=

wunderung ein junges getödtetes Rebhuhn vor der Kleppe des Bauers (Hühnerstalls). Er stellte sich nichts anders vor, als daß dieses von den Eltern des jungen Schuhu's hergebracht worden, die zufällig in der Nacht ihr vermißtes Junges gesucht haben mochten, und die durch das Geschrey desselben die Stelle entdeckt hätten, wo es wäre. Dieses hatte auch seine Richtigkeit. Denn er fand nachher ganzer vierzehn Tage lang, daß sie diese Vorsorge jede Nacht erneuert hatten. Das Wildpret, welches sie brachten, bestand meistens in jungen Feldhühnern, meistentheils frisch, bisweilen auch von der Fäulniß angegriffen. Ein Auerhuhn wurde diesem Jungen so frisch zugebracht, daß es unter den Flügeln noch warm war und blutete. Auch fand man an dem Bauer einmal ein schon faules und stinkendes Lamm. Dieses faule Fleisch hatte ohne Zweifel schon länger in dem Neste der Schuhu's gelegen, und war dem Jungen wahrscheinlich nur in Ermanglung eines bessern Vorraths mitgetheilt worden. Um einmal von dieser besorgten Liebe der Schuhueltern selbst Zeuge zu seyn, brachte der Herr des Landguts mit seinen Bedienten manche Stunde der Nacht wa-

chend zu, es glückten ihm aber seine Beobachtungen nicht: denn die Schuhu's, deren Gesicht bey der Nacht sehr scharf ist, schienen ihn jedesmal, wenn er hinter dem Fenster stand, zu bemerken, und warteten sorgfältig die Augenblicke ab, wo sie das Fenster nicht bewacht fanden, und alsdann brachten sie ihrem Jungen Futter vor dem Bauer.

Die gute Katze.

Die Einsamkeit, in welcher ich seit mehreren Jahren lebe, und die für mich in Ansehung meiner Gesundheitsumstände die größte Wohlthat ist, führte mich oft an mein Fenster hin, durch welches ich einen Garten übersehen konnte, der an meine Wohnung gränzt, in welche mich ein Menschenfreund aufgenommen hat. Hier wünschte ich nichts so sehr, als die Vertraulichkeit der Vögel in meiner Nachbarschaft zu gewinnen, und sie auf ein Blumenbret zu locken, welches ich vor meinem Fenster stehen hatte. Da ich aber dieses nicht zu Stande bringen konnte, so suchte ich eine Katze, welche sich öfters in meinem Garten sehen ließ, mit mir vertraut zu machen. Ich erreichte auch dadurch, daß ich ihr des Tags etlichemal zu essen gab, bald meine Absicht, und das artige, freundliche Thier kam beynahe jedesmal in dem nämlichen Augenblick herbey, als sie mich das Fenster öffnen und ihr rufen hörte. Endlich kam es so weit, daß sie selber einen Versuch machte, an einem ziemlich hohen Traubengeländer auf mein Blumenbret herauf zu klettern, und da ihr dieses gelang, und sie von mir mit allen Schmeicheleyen

empfangen wurde, so wiederholte sie ihre Besuche vor meinem Fenster nicht nur alle Tage, sondern an einem Tag oft vier= bis achtmal. Sie war nicht selten schon da, ehe es Tag wurde, blieb oft bis in die späte Nacht, und vergaß die Zeit des Mittags= und Abendessens beynahe nie. Nicht lange darauf bemerkte ich, daß sie trächtig war, und ich war sehr begierig, zu erfahren, welchen Ort sie sich zur Geburt auswählen würde, da sich ihre eigentliche Besitzerin weigerte, sie in ihre Wohnung aufzunehmen. Mehrere Tage verstrichen, als ich dieses gute, vertrauliche Thier nicht mehr sah. Meine Vermuthung, daß sie möchte geworfen haben, — wurde auch dadurch bestätiget, als sie sich endlich, aber mit leerem Bauche und ganz mager und kraftlos wieder sehen ließ. Von dieser Zeit an kam sie wieder öfters, aber doch nicht so oft wie sonst. Nachdem ihre Jungen ungefähr fünf bis sechs Wochen alt gewesen seyn mochten, so erschien zwar die Mutter jetzt wieder häufiger vor meinem Fenster, aber sie aß nur wenig, und wenn sie eine Brodkrume in Milch getaucht, oder ein Stückchen Fleisch erhalten hatte, so eilte sie mit demselben sogleich fort, kam aber wieder und holte, was noch übrig war. Ich

kam sogleich auf den Gedanken, daß sie diese Speisen vielleicht ihren Jungen bringen möchte, und nahm mirs vor, genau auf den Weg acht zu geben, den sie auf ihrem Rückwege nehmen würde, um den Aufenthalt ihrer Jungen auszukundschaften. Indessen hörte ich zufälliger Weise, daß man auf einem Dachboden junge Katzen entdeckt hätte, die aber äuserst scheu und furchtsam wären. Ich wußte also jetzt den Ort zu suchen, wo ihr Lager zu finden wäre, und eilte an denselben hin, gerade zu einer Zeit, wo die Mutter der Jungen mit einem Stückchen Fleisch mein Blumenbret eben verlassen hatte. Ich war schon auf dem Dachboden und hatte mich versteckt, als die Katze nach etlichen Minuten endlich mit ihrem Bissen im Maul ankam, und hier sahe ich einen sehr rührenden Auftritt. Die Jungen schienen die Ankunft ihrer Mutter nicht bemerkt zu haben. Das erste also, was diese that, war, daß sie einen Laut von sich gab, der einem zärtlichen Wimmern glich, um ihre Jungen herbeyzulocken. In eben dem Augenblick sprangen sie auch herbey und wandten sich schmeichelnd um ihre Mutter herum, welche ihren Bissen aus dem Maule fallen ließ, und ihn vor ihre Kleinen in zwey Stücken hinlegte,

welche sie auch sogleich verzehrten, indessen die Mutter ihnen mit einem gewissen Vergnügen zusah. Auf diese Weise wurden die Jungen von ihrer Mutter, die immer die besten und größten Bissen für sie aufbehielt, und die ihrem eigenen Hunger und Appetit oft augenscheinliche Gewalt anthat, lange ernährt. Endlich aber, da jene immer größer wurden, schien das Futter, welches sie ihnen bisher gebracht hatte, nicht mehr hinzureichen. Sie führte sie also auf ein Dach, welches meinem Zimmer gegenüber lag, und es war nicht anders, als ob sie mir dieselben hätte präsentiren und mich um fernere Sorge für sie ansprechen wollen. Seit dieser Zeit kam auch eins von diesen Jungen (das andere wurde von einem Hund zerrissen) beynahe täglich auf das bemeldte Dach, auf welches ich ihm Speise hinüber warf, und wodurch ich die Liebe dieses Thierchens so sehr gewann, daß es mir von der Ferne her allerley Schmeicheleyen machte. Nichts war auch artiger, als die Alte mit ihrem Jungen zu beobachten. Es ist kaum möglich, daß eine Mutter auf ihre Kinder so sorgfältig Acht haben kann, wie die Alte auf ihr kleines Kätzchen Achtung gab. Sie gieng ihr beynahe beständig zur Seite, bemerkte gleichsam alle

ihre Schritte und Tritte, sie zeigte ihr überall den Weg, und wenn ihr Junges etwas zurück blieb, so sahe sie sich sogleich nach demselben um, und kehrte ebenfalls zurück. Lange suchte sie das von einem Hund zerrissene Kätzchen, und die Betrübniß über diesen Verlust war in all' ihren Mienen sichtbar, so wie sie auch einmal, da das andere Junge gichterische Anfälle hatte, voll Mitleiden vor demselben stehen blieb und es ängstlich betrachtete. Bald darauf wurde die Katze wieder trächtig und warf vier Junge. Den Morgen zuvor war sie noch mit dickem Bauche vor meinem Fenster, am Abend aber sahe ich sie auf dem meinem Zimmer gegenüber stehenden Dache sehr schwach, und wie es schien, voll Zorn. Sie fiel öfters über ihr erwachsenes Junges her und pakte es bey der Kehle. Ich fürchtete, daß sie dieses zuletzt umbringen möchte, und warf also Steinchen auf das Dach, um sie fortzujagen. Allein, es half alles nichts. Endlich merkte ich, daß die alte Katze weiter nichts wollte, als daß ihr die Junge folgen sollte, und daß sie dieselbe deßwegen, weil jene keine Lust dazu hatte, mit Gewalt fortschleppen wollte. Sollte daher meine Muthmassung übertrieben seyn, wenn ich behaupte, daß die Mutter deß=

wegen ihr Kind nun mit Gewalt bey sich haben wollte, weil sie auf dasselbe, indem sie sich mit neugeworfenen Jungen abgeben mußte, jetzt nicht Acht geben konnte, und weil sie dasselbe aus Besorglichkeit nicht alleine lassen wollte? — Sehr artig ist auch dies, daß die junge Katze von der Alten gleichsam zur Aufseherin über die ganz Kleinen gesetzt wurde, wenn sie selber ausgieng. Dazu lies sich auch diese nicht nur mit aller schwesterlichen Sorgfalt gebrauchen, sondern sie brachte auch denselben öfters Speisen zu, so wie es vorher ihre Mutter gethan hatte.

II.

Kindesliebe unter Thieren.

Die Sorgfalt der jungen Ratten für ihre Alten.

Ein engländischer Wundarzt, (Joh. Purdew) der auf dem Schiff Lancaster angestellt war, beschäftigte sich eines Morgens in seinem Bette mit Lektüre, als er in seiner Aufmerksamkeit durch ein Geräusch zwischen dem Tafelwerke und der Seite des Schiffs unterbrochen wurde. Natürlich kam er zuerst auf den Gedanken, daß es vielleicht Mäuse oder Ratten seyn möchten, welche dieses Kratzen verursachten, und eine einzige starke Bewegung würde im Stande gewesen seyn, diesem Lermen ein Ende zu machen. Allein dieser Mann verhielt sich um so ruhiger, je begieriger er war, diese Thiere einmal recht genau in der Stille zu beobachten. Bald darauf erblickte er eine Ratte, die aus einem Loch hervorkam, sich überall umsahe, und sich eben so eilig, als stille, wieder entfernte. Es stund aber nicht lange an, so kam sie wieder zurück,

und führte eine andere Ratte, die größer war und älter zu seyn schien, an dem Ohre herbey, welche sie in einer kleinen Entfernung von dem Loch, durch welches sie hereingekommen war, liegen lies. Endlich gesellte sich zu dieser gütigen Führerin auch noch eine dritte Ratte. Diese suchte mit jener im Zimmer überall die Brodkrumen auf, welche auf dem Boden lagen, und brachten sie derjenigen, welche an dem Loche lag. Nun bemerkte der Wundarzt, daß dieselbe blind war: denn sie blieb völlig auf der Stelle, auf die sie gebracht worden war, und verzehrte das, was ihr durch ihre getreuen Versorger zugebracht worden war. Eben so wenig zweifelte er daran, daß die beyden jungen Ratten vielleicht Kinder der Alten seyn möchten, die sich derselben in ihrem Alter und in ihrer Blindheit annähmen. Voll Begierde erwartete er, was weiter geschehen würde. Aber plötzlich entstund vor der Thüre ein Geräusch, und es trat jemand ins Zimmer herein. Nun erhoben die Ratten ein großes Geschrey, durch welches sie vielleicht der Alten anzeigen wollten, daß Gefahr vorhanden sey, oder welches wahrscheinlich die Folge ihres Schreckens und ihrer Furcht war. Nichts desto weniger aber dachten sie an ihre eigene Rettung,

als bis sie ihre alte Mutter oder ihren blinden Vater ins Loch langsam geschoben hatten, und erst alsdenn krochen sie ihm nach. Ich enthalte mich bei dieser Geschichte um so mehr aller Anmerkungen, da dieselbe von jedem ohne Mühe selber gemacht werden können; aber eine Frage möchte ich doch hiebey an meine Leser thun: Sollten nicht manche alte, gebrechliche Eltern, wenn sie diese Erzählung lesen, bey derselben eine stille bittere Thräne fallen lassen, wenn sie daran denken, daß ihre Kinder — — —

Die Hochachtung einer Kaninchenfamilie vor ihrem Stammvater.

Ein französischer Edelmann hatte ein sehr zahlreiches Kaninchengehäge, welches er mit einem einzigen Paar dieser Thiere angefangen hatte. Der Stammvater dieser weitläuftigen Familie war weiß von Farbe, und wurde als derselbe bis in sein spätes Alter deßwegen von jedermann erkannt, weil unter seinen Nachkommen durchaus kein Männchen in dem Gehäge geduldet wurde, welches weiß war. Bey dieser Veranstaltung, welche der Edelmann getroffen hatte, konnte es auch nicht fehlen, daß derselbe seine Absicht, über diese Thiere Bemerkungen anzustellen, erreichte; er war auch dabey so glücklich, daß er zu seinem größten Vergnügen sahe, wie dieser Stammvater die ausgezeichnetste Achtung von seinen Nachkommen genoß. Ohnerachtet der großen und ausgebreiteten Vermehrung seiner Familie blieben ihm doch alle Glieder derselben, die Männchen wie die Weibchen, die Alten wie die Jungen, beständig unterthan. Wenn der Großvater Lärmen und Streit unter ihnen hörte, so eilte er geschwind herbey, und sobald man ihn wahrnahm, war alles wieder

in Ordnung. Ueberraschte er einige im Kampfe, so brachte er sie aus einander, und stellte auch bisweilen auf der Stelle Beyspiele von Strafe auf. Ein anderer Beweis von seiner Herrschaft über seine Nachkommen ist auch dieß: Der Besitzer des Gehäges hatte die Kaninchen gewöhnt, daß sie alle zusammen auf einen Pfeifenschall herbey kommen mußten. Wenn nun dieses Zeichen gegeben wurde, und sie auch noch so sehr entfernt waren, so sahe man, daß sich der Großvater an ihre Spitze stellte, und ob er gleich zuerst kam, sie doch alle, als ob er sie mustern wollte, erst einzeln vorbey ziehen lies, und ihnen denn zuletzt nachfolgte.

III.

Gatten- und Geschwisterliebe unter Thieren.

Die Seeküþe, (Manatis, Lamentius.)

Auch von den Seekühen ists bekannt, daß unter ihnen viel Liebe, insonderheit gegen ihre Kinder, Gatten, Geschwister, Familien und Nachbarn herrscht. Wenn eins von ihnen gefangen oder mit dem Wurfhacken getroffen wird, so geben sich diejenigen, die in der Nähe sind, alle Mühe, ihm zu helfen und es in Freyheit zu setzen. Die einen versuchen es, mit ihrem Rücken den Kahn umzuwerfen, die andern suchen den Strick, an dem der Wurfhacken angebracht ist, zu zerreissen und zu zernagen, und andere die Harpune selbst aus dem Rücken des Verwundeten loszumachen, und bisweilen gelingt es ihnen auch, ihren leidenden Freund zu retten. Ein besonderer Beweis von der ehelichen Liebe und Treue dieser Thiere gegen einander ist der, den Steller in seinem schon einmal erwähnten Buch von Meerthieren er-

zählt. Indem nemlich einmal ein Manati-weibchen gefangen und ans Land gezogen wurde, so setzte ihr das Männchen, nachdem es sich alle Mühe gegeben hatte, ihr zu helfen, bis ans Ufer nach. Nichts, — auch die derbsten Schläge nicht, konnten es abhalten, seiner Gattin zu folgen, und für ihre Rettung noch einen Versuch zu machen. Selbst alsdenn, da sie schon todt war, eilte ihr das Männchen nach, und es war unmöglich, dasselbe vom Boot wegzubringen. Auch des andern Tages, schreibt Steller, als wir früh Morgens kamen, das todte Weibchen zu zerschneiden und in Stücken zu legen, fanden wir noch das Männchen bey ihr stehen, und auch am dritten Tag war es noch auf der Stelle, wo seine Gattin todt da gelegen war, gegenwärtig.

Der zärtliche Orangutang.

Zwey Orangutangs, ein männlicher und ein weiblicher, lebten mit einander in der zärtlichsten Verbindung. Das Weibchen wurde krank und starb. Darüber vergoß ihr Gatte bittere Thränen und grämte sich über diesen schmerzlichen Verlust so sehr ab, daß er in etlichen Tagen ihr darauf im Tode nachfolgte.

Die zärtliche Sorgfalt eines Papageys für sein Weibchen.

Ein Paar derjenigen kleinen Papageyen, die unter dem Nahmen der Sperlinge von Guinea bekannt sind, nemlich ein Männchen und ein Weibchen, wurden in einem Käfig aufbehalten. Das Männchen saß fast immer dem Weibchen zur Seite, sie hielten sich dicht an einander und blickten sich oft mit inniger Zärtlichkeit an. Entfernten sie sich von einander, so geschah es nur auf einige Augenblicke, und sie setzten sich bald wieder zusammen, und dicht an einander. Sie aßen mit einander, und wenn dieses geschehen war, flogen sie bald wieder auf die oberste Stange ihres Käfigs zurück. Von Zeit zu Zeit schienen sie sich mit leiser Stimme zu unterhalten, sie liessen auch bisweilen allerley veränderte, höhere und niedere Töne von sich hören. Bisweilen schienen sie aber auch mit einander zu zanken, welches aber bald vorübergieng und sich jederzeit mit neuen Liebkosungen endigte. Diese glückliche Gatten brachten solchergestalt vier Jahre hin; aber nach Verlauf dieser Zeit fiengen dem Weibchen

die Füsse an zu schwellen, und sie wurde so schwach, daß sie nicht mehr zum Troge herunter kommen konnte. Aber das dienstfertige Männchen trug ihr Nahrung zu und fütterte sie vier Monate lang mit dem Schnabel. Die Schwachheiten des Weibchens nahmen mit jedem Tage zu, und verursachten, daß sie nicht wieder auf die Stange fliegen konnte, sondern sich unten auf dem Boden niedersetzen mußte, und nur bisweilen, aber vergeblich, suchte aufwärts zu fliegen, um die Stange zu erreichen. Das Männchen stand ihr aus allen Kräften bey. Bald ergrief es mit dem Schnabel den obern Theil ihres Flügels, um sie auf die Stange zu ziehen, bald faßte es sie selber mit dem Schnabel und half ihr mit wiederholter Anstrengung. Seine Bewegungen, Gebärden, seine beständige Bemühung, kurz alles zeigte bey dem Vogel das dringendste Verlangen, der Schwachheit seiner Gattin zu Hülfe zu kommen. Der Anblick aber wurde erst recht rührend, als das Weibchen auf dem Punkte war, zu sterben. Das unglückliche Männchen lief unaufhörlich um seine sterbende Gattin herum, es verdoppelte seinen Eifer und seine zärtliche Sorgfalt, es versuchte, ihr den Schnabel zu öffnen und

Nahrung hinein zu bringen. Seine Aengstlichkeit nahm mit jedem Augenblicke zu. Es lief mit der größten Unruhe hin und her, es gab zuweilen ein klagendes Geschrey von sich, und heftete sodann seine Blicke auf das Weibchen mit tiefem Stillschweigen. Endlich starb das Weibchen. Das Männchen verfiel in eine anhaltende Betrübniß und lebte nur noch einige Monate.

Die Sorgfalt zweyer jungen Canarienvögel für ihr kleines Brüderchen.

Ein junges Canarienvögelchen hatte das Unglück, nachdem seine Mutter starb, sich von seinem Vater gänzlich verlassen zu sehen. Mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit pflegte dieser seiner zween andern Jungen, aber um jenen schien er sich durchaus nichts zu bekümmern. So sehr auch das arme Thier schrie, und wenn der Vater den andern Speise brachte, den Schnabel aufriß, so bekam es doch nichts von ihm: vielmehr wurde es von demselben auf die sichtbarste Weise verfolgt, gebissen, gestossen und aller Wahrscheinlichkeit nach zum Hungertode bestimmt. Was die Ursache davon war, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen, ob es gleich nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß vielleicht die graue Farbe dieses kleinen Vogels (die andern Jungen waren gelb) auf den Vater einen widrigen Eindruck gemacht, und ihn vielleicht auf die Vermuthung gebracht habe, daß derselbe nicht sein Kind seye. Genug, das arme graue Vögelchen mußte viel leiden, und blieb im Wachsthum hinter den andern weit zurück. Durch sein Schicksal gerührt und be=

gierig zu erfahren, ob der Vater diesem Jungen vielleicht doch nicht wieder gut werden möchte, nahm man auf einen Tag die beyden gelben Jungen aus dem Neste. Aber der Alte bekümmerte sich, nach wie vor, eben so wenig um denselben und flog nicht einmal zum Neste hin. Man setzte also die gelben Vögelchen wieder in ihr Lager, um ihren verlassenen Bruder wenigstens zu erwärmen, und konnte es nicht begreifen, wie es möglich sey, daß derselbe ohne Nahrung doch am Leben blieb. Endlich aber klärte sich die Sache auf. Man wurde nämlich gewahr, daß die zwey gelben Jungen sich ihres grauen Brüderchens aus Mitleiden annahmen und denselben aus ihrem Halse fütterten. Nach und nach wurden sie in diesem Liebesdienst immer geschickter, und theilten ihm so oft Etwas mit, als sie von dem Alten Nahrung bekamen. Auf diese Weise wurde der Graue, den sein Vater vernachläßigte, durch seine Brüderchen oder Schwesterchen am Leben erhalten, bis er selbst essen lernte.

IV.

Beyspiele der Liebe, Zärtlichkeit, Sorgfalt, Anhänglichkeit, Treue und Freundschaft unter Thieren, in näheren und entfernteren Verhältnissen gegen einander.

Die Bienenkönigin.

In keinem Thierstaat, (und man möchte beynahe auch sagen, in keinem Menschenstaat) ist der Geist der Ordnung, des Fleisses, der Gemeinsamkeit, des Gehorsams der Untergebenen gegen ihren Vorgesetzten, und der treuesten Liebe jener zu diesem, uud dieses zu jenen, beynahe so sichtbar, als in dem Reich, oder in der Haushaltung der Bienen. Bekanntermassen herrscht in demselben eine Monarchin, welche die Bienenkönigin, oder der Weisel heißt. Diese kommandirt alles nach ihrem Wohlgefallen, und so absolut ihre Gewalt ist, welche sie gegen ihre Unterthanen ausübt, so bereitwillig und unbedingt ist der Gehorsam, den diese ihrer

Fürstin leisten. Sie steht bey ihren Untergebenen in der größten Hochachtung und Liebe. Wo sie hinzieht, wird sie von denselben begleitet, und wenn sie stirbt, oder unsichtbar wird, so herrscht unter ihnen die größte Bestürzung; sie hören alsdenn nicht selten auf zu arbeiten, einzusammeln, und sterben endlich aus Traurigkeit und Hunger. Folgende Erzählung, die von Warder, einem Engländer, der über diese Thiere die sorgfältigsten Beobachtungen anstellte, herrührt, mag hievon zum deutlichsten Beweise dienen. Dieser Liebhaber der Natur wollte sich nämlich durch seine eigene Erfahrungen von dem überzeugen, was man von der Anhänglichkeit der Bienen an ihre Königin sagt, und ihre Liebe zu derselben gleichsam auf die Probe stellen. Er bediente sich zu diesem Versuch eines ganz neuen Schwarms, welchen er erst den Tag zuvor eingeschlagen hatte und brachte denselben noch vor Sonnenaufgang in eine an seinem Garten liegende Wiese. Hier leerte er den ganzen Schwarm aufs Gras aus, und suchte unter demselben die Königin auf. Als er dieselbe gefunden hatte, verwahrte er sie in einer Büchse, und schnitt ihr in seinem Zimmer, wo er sie bey verschlossenen Fenstern herum fliegen

lies, endlich einen Flügel ab. Begierig zu erfahren, was die andern Bienen ohne ihre Königin machen würden, gieng er wieder auf die Wiese, und fand diese Thiere daselbst, wie Schaafe ohne einen Hirten. Der Verlust der Königin schien bereits allgemein bekannt worden zu seyn. Die bestürzten Unterthanen breiteten sich, wider ihre Gewohnheit, auf dem Grase weit aus, liefen auf und nieder, und suchten mit einem gewissen mißvergnügten und wehmüthigen Ton ihre Königin. Da sie aber dieselbe nicht fanden, so flogen sie auf und liessen sich alle auf einem Zaun nieder, an welchem sich der Schwarm des Tages zuvor, mit seiner Fürstin angesetzt hatte. Die Abwesenheit derselben aber verursachte unter ihnen eine gewisse Unordnung, die Warder sonst bey ihnen nicht bemerkt hatte. Denn anstatt daß sie sich gewöhnlich in einem Haufen vereinigten, so theilten sie sich jetzt nach der Länge des Zauns, über zehn bis zwölf Ellen in kleinen Haufen aus, deren jeder vierzig bis funfzig dieser Thiere in sich faßte. Nun war Warder voll Begierde, ob die Königin von ihrem Schwarme wohl noch möchte erkannt werden. Er öffnete also seine Büchse, und setzte dieselbe an einen dieser kleinen Haufen hin. Aber es

währte keine halbe Stunde, als sich die Bienen von allen Ecken her um die Büchse versammelten, dieselbe durch ihre Menge bald bedeckten, und ihre Freude durch einen gewissen Ton über ihre wiedergefundene Königin zu erkennen gaben. Sie waren auserordentlich vergnügt, liefen nicht mehr auf und nieder, breiteten sich nicht mehr aus, sondern lagerten sich alle um ihre Königin herum. So oft aber dieselbe von Wardern weggenommen wurde, giengen die Bienen wieder auseinander, so wie sie sich auf der Stelle wieder versammelten, wenn sie ihre Königin in der Nähe hatten. Alsdann vereinigten sie sich sämtlich in einen Haufen, lagen in vergnügter Stille da, und warteten, bis ihre Monarchin aufbrechen würde. Da aber dieses unmöglich war, weil sie verstümmelt wurde, so blieben sie, des Hungers und der Abendkühle ungeachtet, doch bey ihr sitzen und wollten sie durchaus nicht verlassen. Damit nun diese Thierchen in der Nacht durch die Kälte keinen Schaden leiden möchten, so schlug sie Warder etliche Tage nach einander am späten Abend wieder in den Korb ein, den andern Morgen aber schüttete er sie wieder aufs Gras aus, um seine Beobachtungen fortsetzen zu können. Niemals aber verliessen

die Bienen ihre Königin, ob sie gleich nothwendig Hunger leiden mußten. Er lies ihnen daher Honig vorsetzen, aber sie wollten nichts davon kosten, und weil ihre Unterthanen nichts genossen, so wollte auch die Königin nichts essen. Jene kamen bald darauf, nachdem sie fünf Tage ohne alle Nahrung geblieben waren, ums Leben, und die Königin folgte ihnen etliche Stunden im Tode nach. O Bienenliebe, Bienentreue!

Die Liebe eines Löwen zu einem Hündchen.

Im Tower zu London lies man einmal einen Löwen, der wegen seiner vorzüglichen Größe und Schönheit der Königslöwe genannt wurde, um Geld sehen. Wer kein Geld hatte, oder keines bezahlen wollte, mußte dem Thier entweder einen Hund, oder eine Katze, oder sonst etwas zum Opfer bringen. Diese Bedingung verleitete einen Menschen, auf der Strasse ein kleines, schönes Hündchen wegzufangen, welches er statt der Bezahlung in den Tower brachte, und welches dem Löwen sogleich vorgeworfen wurde. Das arme Thierchen zitterte und bebte, krümmte sich vor dem Löwen nieder, warf sich auf den Rücken, streckte seine Zunge heraus, hielt sein Pfötchen in die Höhe und bat gleichsam um Barmherzigkeit. Der Löwe aber, von dem man glaubte, er würde das Hündchen auf der Stelle zerreißen, that ihm nicht das mindeste zu Leide, sondern er sahe es nur an, wandte es bald mit dieser, bald mit jener Pfote um, beroch es und wurde bald mit ihm vertraut. Auch der kleine Hund verlohr nach und nach alle Furcht vor dem Löwen, und es kam endlich

so weit, daß er sich selbst neben diesem schlafen legte, und sich gegen denselben allerley Neckereyen und Gewaltthätigkeiten erlaubte. Wenn z. E. der Löwe schlafen wollte, so ließ es öfters der kleine Schelm nicht zu, lief und sprang alsdann beständig um ihn herum, bellte ihn an, kratzte ihn mit den Pfoten an dem Kopf und zupfte ihn bey den Ohren, und der Löwe ließ sich von seinem Liebling alles gefallen. Eben so wenig wurde er über denselben böse, wenn er nach der gewöhnlichen Manier der Hunde, beym Essen alles allein haben wollte, knurrte, bellte und ihm sogar bisweilen ins Gesicht fuhr. Alsdann trat der Löwe wie erschrocken zurück, ja er rührte nicht einen Bissen an, bis ihm sein Liebling dazu gleichsam die Erlaubniß gegeben, oder bis sich dieser satt gefressen hatte. Niemand hätte es wagen dürfen, das Hündchen anzurühren, noch viel weniger es wegzunehmen. Ungefähr ein Jahr darauf wurde es krank und starb. Als es nun so da lag, so gieng der Löwe öfters zu ihm hin, beroch es und drehte es mit seinen Pfoten um, gleichsam als ob er es aufwecken wollte. Da er aber alle seine Bemühungen vergebens fand, so gieng er in seinem Behältniß mit schnellen, unruhigen Schritten

auf und ab, endlich stund er still, hob seinen Kopf in die Höhe, öffnete seinen weiten Rachen und brüllte einige Minuten lang hinter einander fort. Man versuchte vergebens, den todten Körper von ihm wegzubringen. Er bewachte ihn aber unaufhörlich, und wollte ihn nicht einmal anrühren lassen. Man brachte ihm zu essen, er wandte sich aber von jeder Speise mit Eckel weg. Seine Leidenschaft gieng in eine solche Wuth über, daß er die Stangen seines Gefängnisses anfaßte und Jedermann den Tod zu drohen schien. So trieb er es fünf Tage lang, aß und trank nichts, und wurde endlich an einem Morgen, mit dem Kopf auf seinem Freund liegend, — todt gefunden. — Beyde wurden zusammen begraben, und ihr Grab von den Thränen des Wärters, der ein langer Zeuge von ihrer Vertraulichkeit und Freundschaft war, benetzt.

Aelian erzählt auch: ein Löwe, eine Bärin und ein Hund wurden zusammen auferzogen und lebten wie Hausthiere im besten Vernehmen. Einst sah der Löwe wie die Bärin den Hund zerriß. Darüber aufgebracht, brachte er sie ebenfalls um, gleich als ob er das beleidigte Gastrecht rächen wollte.

Der gutherzige Canarienvogel.

Die Thiere sorgen mehrentheils nur für ihre eigenen Jungen, und beißen andere weg, wenn sie ihnen, besonders beym Futter, nahe kommen. Es finden sich aber auch Ausnahmen, wo es scheint, als wenn es unter Thieren einige gäbe, die sich durch ein besseres Herz auszeichneten, so wie sie auch ihre Genies unter sich haben. Herr C. R. Streithorst hatte eine Canarienhecke, in welcher sich ein Hahn nicht nur durch seine merkliche Größe, sondern auch durch seine Wohlthätigkeit unterschied. Wenn sein Weibchen ausgebrütet hatte, so war er unermüdet im Füttern der Jungen. Er lies es aber dabey nicht bewenden, sondern er fütterte auch alles, was von jungen Vögeln in der Hecke vorhanden war. Einige derselben waren bald von ihren Eltern verlassen worden. Diese nahmen ihre Zuflucht zu ihm. Andere waren zwar schon groß genug, sich selbst helfen zu können sie machten sich aber doch seine Dienstfertigkeit zu Nutz. Wenn dieser Canarienhahn Futter eingenommen hatte, so fiel oft der ganze Schwarm der jungen Vögel, deren wohl dreysig

vorhanden gewesen seyn mochten, über ihn her, so daß er auf dem Zweige, wo er saß, sich nicht halten konnte, sondern auf den Boden niederflog, wo sich dann alle um ihn versammelten und sich von ihm füttern liessen. Je größer öfters die Ungedult war, mit welcher die Jungen ihr Futter erwarteten, so daß sie sich bisweilen dem Hahn sogar oft auf den Rücken setzten, desto emsiger war derselbe, seine Gaben so geschwind als möglich auszutheilen, nicht anders, als ob er diese kleinen hungrigen Geschöpfe nicht länger hätte leiden sehen können.

Die zärtliche Hündin.

Ein Prediger hatte eine trächtige Hündin und ein schönes Windspielmännchen. Beyde waren so an einander gewöhnt, daß sie sich nicht lange trennen konnten. Das Windspiel wurde durch einen Steinwurf am Kopfe tödtlich verwundet. Es kroch zu der Hündin, die mit einer sichtbaren Art von Kummer und Mitleiden den verwundeten Gatten, Tag und Nacht an der verletzten Stelle so lange leckte, bis er starb. — Darauf warf sie vier Junge, die dem Vater bis auf die kleinsten Flecken und Zeichnungen ähnlich waren. Der eine aber hatte an eben der Stelle ein offenes Loch im Kopfe, wo es der verstorbene Vater gehabt hatte. Ohne sich um die andern drey zu bekümmern und sie zu säugen, blieb die Mutter nur immer bey dem vierten und leckte ihm seine Kopfwunde so lange, bis er starb. Da die andern drey bald darauf auch starben, so starb auch die Mutter vor Gram hinterher.

Die pflegmütterliche Sorgfalt einer Katze.

In einem gewissen Hause lebten zwey Katzen, von welchen die eine Mutter wurde. Aber diese schien sich um ihre Jungen so viel als nichts zu bekümmern. Man verwunderte sich auch darüber um so weniger, weil sie im ganzen Hause wegen ihrer Faulheit und Naschhaftigkeit schon bekannt war. Desto auffallender aber war die Liebe, welche die andre Katze zu dieser jungen Brut trug, ob sie gleich mit derselben in keinem Verhältniß stund. Sie legte sich gewöhnlich in einer gewissen Entfernung den jungen Kätzchen gegen über, und heftete unverwandt ihre Augen mit zärtlichen Blicken auf sie. Hatte sie eine Maus gefangen, so legte sie dieselbe den geliebten Jungen vor, obgleich diese davon noch keinen Gebrauch machen konnten. Nicht genug, sie entwandte so gar, wenn die Mutter sich entfernt hatte, zu wiederholtenmalen ein Junges, schleppte es in einen entlegenen und verborgenen Winkel des Hauses, und litt lieber Hunger und Durst, als daß sie es verlassen hätte. Als die Jungen alt genug waren, um ihre Mutter entbehren zu können, so wurde

diese, weil sie wegen ihrer Trägheit und Dieberey überall verhaßt war, aus dem Hause weggeschaft, und die kleinen Katzen wurden bis auf eine, die man aufzuziehen beschloß, verschenkt. Von diesem Augenblick an war die andere Katze von dem übrig gebliebenen Jungen unzertrennlich. Sie nahm sogleich das Lager der Mutter ein, both ihrem Pflegkinde die Zitzen dar, und lies sie so lange daran säugen, bis endlich wirklich Milch erfolgte. Nun ward sie ganz Mutter und verlies ihr angenommenes Kind nicht einen Augenblick. Es war sehr rührend, zu sehen, mit welchem innigen Wohlgefallen sie mit der Kleinen spielte, mit welcher zärtlichen Mutterliebe sie ihrem eigenen Mund die besten Bissen entzog, und sie ihrem Pflegkinde gab, und mit welcher ängstlichen Unruhe sie diejenigen Personen betrachtete, welche dasselbe anrührten und von der Erde hoben. Sobald die Junge laufen konnte, führte ihre Pflegerin sie aus, bald auf den Mäusefang, bald auf die Vogeljagd im Garten, um sie durch ihr Beyspiel zu belehren, wie man sich hiebey geschickt zu benehmen habe. Sie schien anfangs recht mit Absicht einen der krümmsten Bäume ausgesucht zu haben, um die ersten Uebungen

so leicht als möglich zu machen. Einen solchen Baum erkletterte sie dann zuerst selber, mit rückwärts gewandten Kopfe, und unter wiederholtem Mianen, um ihre Schülerin zur Nachfolge einzuladen. Wenn sie ihre Absicht erreicht hatte, sprang sie plötzlich herab, setzte sich an den Fuß des Baumes, und gafte hinauf, gleichsam, als wenn sie beobachten wollte, wie die Kleine ihre Sache machte. Dabey wurde unter wiederholtem Auf- und Abspringen so viel geschäkert, daß die Junge diese Uebung mehr für ein bloßes Spiel, als für eine Lection halten mußte. Selbst alsdann, da die Junge schon erwachsen war, dauerte die Liebe der Alten zu ihr fort, und beyde lebten mit einander in unzertrennlicher Freundschaft.

Das durch seine Kameraden im Stalle gefütterte alte Cavalleriepferd.

So unwahrscheinlich auch folgende Geschichte zu seyn scheint, so verbürgt uns doch für die Wahrheit derselben das Zeugniß eines französischen Schriftstellers, der dieselbe mit aller Genauigkeit eines Historikers anführt. Unwahrscheinlich ist aber diese Erzählung um so weniger, da es in der Naturgeschichte mehrere solche Beyspiele von Sorgfalt und Freundschaft giebt, welche Thiere einander bewiesen haben. Es ist auch dem Charakter der Pferde gar nicht widersprechend, von ihnen ähnliche Dinge zu erzählen. Doch genug: hier folgt diese rührende Erzählung. In einem Stalle war ein altes Cavalleriepferd, welches, weil es keine Zähne mehr hatte, sein Futter, das aus Stroh und Haber bestand, nicht mehr zermalmen konnte. Der Stallknecht wußte dieses entweder nicht, oder bekümmerte sich nicht darum, wie das alte und zahnlose Thier sein Futter hinunter bringen möchte. Desto besorgter waren zwey andere Pferde, die mit jenem in einem Stalle neben einander stunden, für ihren Kameraden, indem sie das Futter mit ihren Zähnen zerkäueten, es dem alten vorlegten,

und dasselbe durch ihre gemeinschaftliche Sorgfalt so beym Leben erhielten.

Die mütterliche Sorgfalt einer Bachstelze für einen jungen Kukuk.

Im späten Herbst 1778 trafen zwey Jäger in der Gegend von Treuenbritzen eine Bachstelze an, die sehr emsig Futter suchte, und mit demselben immer einer alten Eiche zuflog. Das Unerwartete, jetzt noch ein solches Vögelchen zu finden, da alle andere Bachstelzen schon lange vorher in wärmere Gegenden fortgezogen waren, machte sie aufmerksam. Sie näherten sich in der Stille dem Baum und fanden, daß das gute Thier einem Vogel Speise brachte, der, dem großen Kopf nach zu urtheilen, zu einem andern Geschlechte gehörte. Noch mehr aber nahm ihre Verwunderung zu, da sie auf einer Leiter bemerkten, daß dieses große Pflegekind in einer Baumhöhle so eingesperrt war, daß es nur den Kopf hervorstecken konnte. Da sie nun bald darauf mit einem Beil, unter allen Zeichen der größten Angst von Seiten der bekümmerten Pflegmutter, die Oefnung vergrößerten, so entdeckten

sie in dem unbekannten Vogel einen Kukuk, der aber des beschränkten Raums wegen, nicht völlig ausgewachsen war. Wahrscheinlich hatte in dieses Bachstelzennest ein Kukuk seine Eyer fallen lassen, ob er gleich selbst nicht hineinkonnte. Die Bachstelze brütete das Ey aus, der junge Kukuk wuchs, ehe er fliegen konnte, zu einer solchen Größe heran, daß der Ausgang der Höhle für ihn zu klein wurde. Und dieses eingesperrte, angenommene Kind fütterte die treue Bachstelze mit unsäglicher Mühe, in einer an Insekten armen Jahrszeit, Monate lang. Um es nicht umkommen zu lassen, unterdrückte sie den starken Trieb, mit ihren Schwestern fortzuwandern, war taub gegen die Stimme der Natur und des Bedürfnisses, blieb aus Mitleiden gegen das hülflose Geschöpf allein zurück, und opferte ihm ihre Freuden, Bequemlichkeiten, ja selbst ihr Leben auf: denn in wenig Wochen tödteten Hunger und Kälte das gute Thier, über welches jede böse Stiefmutter erröthen sollte.

Eine ähnliche Geschichte von einem Goldammer.

Eine ähnliche Liebe gegen einen jungen Kukuk bezeigte auch ein zahmer Goldammer. Als jener aus dem Neste einer blauen Bachstelze genommen und auf den Hof gesetzt wurde, so fieng er aus vollem Halse an zu schreyen. Sogleich flog der Goldammer gerührt herbey, als ob er sehen wollte, was dem armen Vögelchen widerfahren sey, begab sich alsdann wieder weg, um ihm Speise zu holen und fütterte ihn, wie sein eigenes Kind. Ueberhaupt ist es sehr merkwürdig, daß der junge Kukuk von andern Vögeln so auserordentlich geliebt wird, indem sich jedes bestrebt, ihn zu nähren und ihm Dienste zu erweisen. Vielleicht kommt dieß auch daher, weil die jungen Kukuke die Stimme ihrer Pflegeltern nachzuahmen pflegen, eine Stimme, die ihre ganze Liebe erweckt, die aber nur, was sehr merkwürdig ist, so lange dauert, als sie Pflege bedürfen.

Das theilnehmende Herz einiger Elstern gegen eine andere Elster.

Bey Zütphen in Holland wurde einmal das Männchen von zwey mit einander gepaarten Elstern, in Abwesenheit des Weibchens, todtgeschossen. Als dieses nach Hause kam und das Männuchen nicht fand, fieng es an zu rufen, zu schreyen, und denselben Abend, so wie den folgenden Morgen, einen heftigen Lerm zu machen. Die Klagestimme der traurenden Wittwe wurde endlich in den anliegenden Feldern gehört, und lockte drey andere Elstern zu ihr herüber. Nach einem gemeinschaftlichen, abwechselnden Geschrey, welches vielleicht eine Condolenz und Berathschlagung über diesen unglücklichen Zufall enthalten mochte, trugen die zwey fremden Elstern der verlassenen Wittwe ihren dritten Gesellschafter, welcher mit ihnen von den benachbarten Feldern herbey gekommen war, gleichsam zur Ehe an. Dieser blieb auch wirklich bey ihr zurück, indessen die beyden andern Elstern wieder fortflogen.

Die Sorgfalt eines Hundes für seinen Kameraden.

Ein Jäger auf dem Spielberge hatte zwey Hunde, einen Dachshund und einen andern, dessen Vater ein großer Pudel und dessen Mutter ein Hühnerhund war. Diese wurden einmal beyde vermißt, nachdem der Jäger gerade nach der Stadt (nach Halberstadt) gegangen war. Aber an eben dem Tage, (es war Sonntag) kam der kleine Pudel allein Abends nach Hause, jedoch sehr mißvergnügt und unruhig. Auch den folgenden Tag war er äuserst niedergeschlagen, wollte nichts essen und heulte beständig gegen die Gegend hin, wo man den Weg nach der Stadt übersehen konnte. Den Dienstag darauf kam ein Fuhrmann von der Stadt nach dem Spielberge, welcher seinen großen Pudel, den Vater des kleinen, bey sich hatte. An diesen machte sich sogleich der kleine hin, schmeichelte ihm und schien ihm keine Ruhe zu lassen, bis er ihm zu den Bergen nachfolgte. Beyde begaben sich nach einer Höhle, wo sie — wie es der Knecht des Jägers, welcher in dieser Gegend pflügte, bemerkte — wechselsweise hineinliefen und die Erde aufkratzten. Der Knecht vermu=

thete nichts anders, als daß die Hunde vielleicht ein Kaninchen haben wollten, und da er nach Hause kam, erzählte er die Sache. Aber noch war weder der große noch der kleine Pudel da. Der Dachshund hatte sich schon seit dem Sonntag Vormittag nicht mehr sehen lassen. Unvermuthet aber kamen alle drey früh Morgens um vier Uhr am Mittwoch wieder, und weckten durch ihren Lerm die Leute im Hause auf. Man öffnete die Thüre und fand den Dachshund ganz ausgehungert und beynahe ohnmächtig, weßwegen man ihm zu essen und zu trinken gab. Der große Pudel aber, welcher dem Fuhrmann gehörte, lief, nachdem er den kleinen und den Dachshund nach Hause begleitet hatte, wieder zurück nach der Stadt, der kleine aber blieb voll Vergnügen bey seinem wiedergefundenen Kameraden, und es war kein Zweifel, daß er deßwegen so unruhig und traurig gewesen, weil er darum gewußt hatte, daß der Dachshund in der Kaninchenhöhle stecken geblieben, und daß er den großen Pudel deßwegen mit zur Hülfe genommen, weil er jenem allein nicht zu helfen im Stande war. Man fand auch nachgehends bey Besichtigung der Höhle, daß der Eingang derselben, welcher vorher ganz enge war, durch die Hunde erweitert worden sey.

Die unzertrennbare Freundschaft zweyer Streithähne.

Auch unter Thieren bemerkt man öfters eine überwiegende Freundschaft, Liebe, Treue und Hochachtung gegen einander, die sich zwar nicht immer durch hinlängliche Gründe erklären läßt, die aber allemal unserer Aufmerksamkeit würdig ist, und die unserm Nachdenken nicht weniger als unserm Gefühle Nahrung giebt. Davon ist folgende Erzählung ein Beweis. Zu Chester nährte man zween vortreffliche Hähne, die sich schon oft auf dem Kampfplatz *) rühmlichst her-

*) Die Hahnenkämpfe gehören zu den ältesten, öffentlichen Volksbelustigungen. Es war schon unter den Atheniensern gewöhnlich, große Hähne mit einander kämpfen zu lassen, wahrscheinlich um durch solche Spektakels den kriegerischen Geist der Nation zu unterhalten. Auch bey den Siamern ist es gewöhnlich, Hähne zu dieser Absicht aufziehen zu lassen, und dergleichen Schauspiele sind bey ihnen wahre Freudenfeste. Besonders werden diese Kämpfe in England geliebt, sie werden daselbst öffentlich angekündigt, und in der Mitte eines Amphitheaters angestellt, auf welchem sich unzählige Menschen

vorgethan hatten. Noch war man nicht auf den Einfall gerathen, sie selbst, einen wider den andern aufzustellen. Endlich war man begierig, den heldenmüthigsten unter ihnen beyden kennen zu lernen. Jeder Zuschauer interessirte sich für einen dieser Kämpfer. Allein die beyden Hähne sahen friedfertig einander an, und bezeigten, wider die Vermuthung des Volks, nicht die geringste Begierde, mit einander zu streiten. Man warf ihnen Getraidekörner hin, um sie zu reizen. Diese verzehrten sie gemeinschaftlich, und giengen

versammlen. Bey dieser Gelegenheit werden sehr viele und hohe Wetten angestellt, welche allemal zum Vortheil derjenigen ausschlagen, deren Hähne den Sieg davon getragen haben. Die Hähne, welche zu diesen Kämpfen gebraucht werden, kommen gewöhnlich von Dänemark, Norwegen, Schweden und auch von der Insel Java her. Ihre große Neigung zum Zorn ist es, warum man sie am besten zu solchen Gefechten brauchen kann. Selten endiget sich ein Kampf ohne den Tod des überwundenen Theils. Im Betragen des Ueberwinders herrscht alsdann sichtbarer Stolz, so wie bey dem Ueberwundenen die größte Beschämung.

verträglich miteinander herum. Es wurde hierauf ein Huhn in den Kreis gebracht, um sie durch die Eifersucht gegen einander aufzubringen. Allein man sahe sich auch hier betrogen. Sie behaupteten ihre männlichen Rechte wechselsweise, ohne sich in ihrer Eintracht stöhren zu lassen. Der Direktor des Kampfspieles brachte sie auseinander, und ließ ihnen die Federn färben, damit keiner den andern erkennen möchte. Aber alles war umsonst. Sie blieben gegen einander freundschaftlich gesinnt. Endlich brachte man zu jedem dieser beyden Hähne noch einen andern Hahn. Sogleich machten sie sich auf zum Streit, und kämpften mit aller Anstrengung. Als man sie für erbittert genug hielt, wurden die fremden Hähne wieder zurück gebracht und die ersten allein auf dem Kampfplatz gelassen. Aber auch dieser Versuch war so wenig als die vorhergehenden vermögend, ihre Gesinnungen zu ändern und den Frieden zwischen ihnen zu zerstöhren. Sie blieben immerdar Freunde, — und das ist genug, um diese Geschichte mit Vergnügen und Rührung zu lesen, wenn man sich gleich die Ursachen ihrer unerschütterlichen Eintracht und Freundschaft nicht ganz erklären kann.

V.
Dankbarkeit der Thiere gegen Menschen.

Die dankbare Löwin.

Als die spanische Stadt Buenos Ayres, (in Südamerika) von den Wilden in dieser Gegend eingeschlossen wurde, so durfte es kein Mensch wagen, sich auserhalb derselben sehen zu lassen. Die überall ausgestellten Wachen hatten den strengsten Befehl, auf jeden Feuer zu geben, der dem Befehl des spanischen Gouverneurs zuwider handeln würde. Allein die Hungersnoth, welche in der Stadt einzureisen anfieng, machte selbst den Furchtsamern gegen die ihm drohende und beynahe unvermeidliche Gefahr gleichgültig, wie es das Beyspiel einer gewissen Frau, mit Namen Moldonate beweißt. Diese wagte es, dem Verbot des Commandanten zuwider, sich aus der Stadt zu schleichen, und es gelang ihr auch, die Wachsamkeit der ausgestellten Posten zu hintergehen. Nun hatte sie zwar die erste Gefahr, die ihr drohte, überstanden, aber noch

hatte sie durch ihre Flucht nichts gewonnen. Lange irrte sie auf wüsten Feldern traurig und voll Furcht herum, bis sie endlich eine Höhle entdeckte, in welcher sie, wenigstens gegen die Gefahr entdeckt und gefangen zu werden, sicher zu seyn glaubte. Allein ihr erster Eintritt in dieselbe erfüllte sie mit unbeschreiblichem Entsetzen. Der Anblick einer Löwin ließ sie mit Zittern den Tod befürchten, dem sie vorher so glücklich entgangen war. Indessen erholte sie sich bald wieder von ihrem ersten, durchschauernden Schrecken, als die Löwin wie ein schmeichelnder Hund auf sie zugieng, ihre Hände beleckte und durch eine stumme Zärtlichkeit und Freundlichkeit gleichsam von ihr etwas zu bitten schien. Moldonate bemerkte auch bald, daß die Löwin trächtig war, und das Wimmern des Thieres ließ sie vermuthen, daß es vielleicht nicht im Stande wäre, seine Jungen durch eigene Kraft zur Welt zu bringen. Sie stund also dem armen Thier in seinen Geburtsschmerzen bey, und leistete ihm freundschaftliche Hülfe. Diesen Dienst erkannte auch die Löwin mit einem Dank, der für viele Menschen sehr beschämend ist. Denn seit dieser Zeit verdoppelte dieselbe nicht nur ihre Schmeicheleyen und Liebkosungen

gegen ihre Wohlthäterin, sondern sie brachte auch derselben, so oft sie für sich und ihre Jungen nach Nahrung ausgieng, einen Vorrath von Speise mit, den sie zu den Füßen ihrer Retterin hinlegte und mit einer dankbaren Freundlichkeit begleitete. Auf diese Weise nährte sich Moldonate etliche Monate mit ihrer Gesellschafterin, oder sie wurde vielmehr von derselben ernährt. Diese Versorgung aber dauerte nur so lange, als sich die kleinen Löwen in der Höhle aufhielten: denn nachdem dieselben bis zu einer gewissen Größe herangewachsen waren, so verliessen sie mit ihrer Mutter ihren bisherigen Aufenthalt und kamen nicht wieder zurück. Jetzt sah sich also Moldonate verlassen und gezwungen, sich ihren fernern Unterhalt selber zu suchen. Es stund aber nicht lange an, daß sie von den amerikanischen Wilden aufgefangen wurde. Doch wurde sie aus den Händen derselben bald wieder durch die Spanier befreyt, und nach Buenos Ayres zurückgeführt, unter welchen bangen Erwartungen ihres Schicksals, das ihr bevorstund — kann sich jeder Leser dieser Geschichte denken. Ihre Furcht war die gegründetste. Denn nach ihrer Zurückkunft

wurde sie von dem spanischen Gouverneur, einem Mann, dessen Herz bis zur Grausamkeit hart und unmenschlich war, zu dem qualvollesten Tode verurtheilt. Moldonate sollte nemlich, kraft seines unmenschlichen Befehls, auf freyem Felde an einem Baum gebunden werden, und an demselben, als Uebertreterin eines Gesetzes, auf dessen Uebergehung Todesstrafe gesetzt war, Hungers sterben. Diese Strafe wurde auch an der Unglücklichen vollzogen. Jedermann hielt sie für unwiderbringlich verlohren, und man bedauerte sie um so mehr, je schrecklicher man sich ihren Tod, bey dem Gedanken, nach und nach ausgehungert, oder ein Raub wilder Thiere zu werden, — vorstellte. Nach etlichen Tagen wollte der Commandant wissen, was aus der Verurtheilten geworden wäre, und schickte an den Ort, wo sie dem Tode übergeben worden war, Soldaten hin. Aber wie sehr verwunderten sich diese darüber, da sie Moldonaten noch am Leben antrafen. Noch mehr aber erstaunten diese über ihre wunderbare Erhaltung, da sie nicht nur in einiger Entfernung von dem Baume, an welchem sie angebunden war, sondern auch zu ihren Füßen Löwen erblickten, welche sie gleichsam zu bewachen schienen. Diese

traten auch, als sie die Soldaten sahen, sogleich zurück, gleichsam als ob sie denselben hätten Platz machen wollen, die Gebundene los zu machen. Dieß geschahe auch, und nun erzählte Moldonate ihren Führern die ganze Geschichte, daß sie nemlich von derjenigen Löwin, mit welcher sie eine Zeitlang in der Höhle gelebt hätte, am Baume hängend sogleich wäre erkannt worden, und daß sie diese mit ihren Jungen, welche sie zu ihren Füßen hingesetzt hätte, gegen andere Löwen und deren Angriff beschützt hätten. Die Soldaten zweifelten auch daran um so weniger, da sie es selber sahen, welche Schmeicheleyen die Löwin ihrer Wohlthäterin machte. Nun wurde Moldonate wieder nach der Stadt und dem Commandanten zurück geführt, der ihr, gerührt durch ihre wunderbare Errettung, — das Leben schenkte.

Der dankbare Löwe.

In einem Schauspiele, welches in Rom, gegeben wurde, und bey welchem, wie es öfters geschah, Missethäter mit wilden Thieren kämpfen mußten, zeichnete sich insonderheit ein Löwe wegen seiner auserordentlichen Größe und Wildheit aus. Als dieser dem Unglücklichen, der zu seinem Opfer bestimmt war, entgegen gieng, so veränderte er auf einmal gleichsam sein ganzes Wesen, wedelte vor ihm, wie ein Hund vor seinem Herrn, mit dem Schwanze, und leckte ihm mit vieler Demuth Hände und Füße. Der Mensch erholte sich allmählich durch diese Freundlichkeit des Löwen von seinem Schrecken, und nachdem er wieder ganz zum Besinnen gekommen war, erkannte er das Thier, und beyde erzeigten einander allerley Liebkosungen. — Dieser Auftritt setzte die ganze Versammlung in Erstaunen, selbst der Kaiser wurde aufmerksam, ließ den Menschen zu sich rufen und fragte ihn, wie er sich dieses wilde Thier zum Freund zu machen gewußt habe?

Ich bin ein Sklave, antwortete dieser, und mein Name ist Androklus. Als mein Herr Prokonsul in Afrika war, behandelte er mich

sehr hart und unmenschlich. Ich entfloh, und weil das ganze Land unter seiner Botmäßigkeit stund, begab ich mich tief in die Wüsteneyen Lybiens hinein, fest entschlossen, entweder meinen Lebensunterhalt zu finden, oder zu sterben. Mitten im Sande wurde ich in der größten Mittagshitze eine Höhle gewahr, ich gieng hinein, um Schutz wider die Hitze zu suchen. Ich war aber nicht lange daselbst, so sah' ich gerade diesen Löwen hereinkommen, dessen Freundlichkeit ich sehr bewunderte, und dessen Geschrey mich auf die Vermuthung brachte, daß er vielleicht verwundet seyn möchte. Der Löwe näherte sich mir mit einer bittenden Stellung, und hielt mir den Fuß entgegen, in welchen er einen großen Dorn eingetreten hatte. Ich zog denselben heraus, und durch die Gedult, die das Thier zeigte, muthig gemacht, drückte ich den Eiter aus der Wunde, wusch und reinigte sie, so gut ich es zu thun im Stande war, und brachte sie so weit, daß sie heilen konnte. Der Löwe fand Erleichterung, legte sich mit seinem Fuß in meiner Hand nieder und schlief ein. Seit jenem Tage lebte ich drey Jahre mit ihm in einer Höhle, und von eben der Speise, wie er. Wenn der Löwe auf die Jagd gieng, so brachte

er mir allemal einige Stücke von Thieren mit, die er erlegt hatte. Aus Mangel an Feuer dörrte ich das Fleisch an der Sonne. Endlich wurde ich dieses wilden Lebens überdrüßig, und als der Löwe einmal auf die Jagd gieng, verließ ich die Höhle. Kaum war ich drey Tagreisen von derselben entfernt, als ich von römischen Soldaten erkannt und ergriffen wurde, worauf man mich von Afrika nach Rom sandte, und mich meinem Herrn übergab. Er verurtheilte mich zum Tode, den ich auch hier erwarte. Dieser Löwe muß kurz nach meiner Trennung von ihm gefangen worden seyn, und da er mich nun wieder fand, so vergalt er mir den Dienst, den ich ihm ehemals geleistet hatte. Das versammelte Volk, welches diese Begebenheit erfuhr, bat mit großem Geschrey um das Leben und die Freyheit des Androklus. Beyde wurden ihm geschenkt, und der Löwe dazu, den er auf den Strassen in Rom mit sich herumführte.

Eine ähnliche Geschichte erzählt Plinius. Der Samier Helpis zog an der Küste von Afrika einem Löwen ein Bein aus dem Schlund. Der dankbare Löwe versorgte seinen Wohlthäter so lange mit Fleisch, welches er erbeutete, als jener mit seinem Schiffe an dortiger Küste sich aufhielt.

Der großmüthige Löwe.

In Florenz zerbrach einst ein Löwe sein Gefängniß und lief wüthend in der Stadt umher. Einen Knaben, dem die Furcht die Füße fesselte, ergrief der Löwe, warf ihn nieder, als wollte er ihn zerreißen. Alle Einwohner flohen in die Häuser; die Mutter des Knaben, eine Wittwe, nur kannte keine Furcht. Unter Weinen und Jammern lief sie auf den Löwen zu und entriß ihm den Knaben. Der Löwe blickte sie an und ohne sich zu regen, zog er sich von seiner Beute zurück. Der Knabe war noch unbeschädigt. Abbildungen und lateinische Gedichte suchten diese Geschichte für die Nachwelt aufzubewahren.

Auch eine dankbare Löwin.

In Fort Louis, einer Insel am Senegalflusse, in Afrika, wurde eine Löwin aufbewahrt, um sie zu seiner Zeit nach Frankreich zu schicken. Da aber dieselbe krank wurde, so schaffte man sie aus der Stadt, und überließ sie ihrem Schicksal. Wahrscheinlich vermuthete man, daß sie an den Ort, wo sie hingebracht wurde, bald sterben würde. Die Löwin war auch wirklich todkrank, und in diesem Zustande traf sie ein Vorübergehender an. Ihn jammerte das kranke Thier, welches, ohnerachtet schon seine Augen geschlossen, und sein Mund aufgesperrt war, so daß aus demselben Ameisen aus- und einkrochen, doch noch Zeichen des Lebens von sich gab, und bisweilen wimmerte. Er wusch ihm also die Zunge und den Mund mit Wasser aus, und goß ihm Milch ein. Dadurch wurde die kranke Löwin erquickt und wieder hergestellt. Als ihr Wohlthäter bald darauf wieder zu ihr kam, so fand er sie gesund, und von diesem Augenblicke an folgte sie ihm wie ein Hund nach, und bewieß ihm alle Zärtlichkeit und Ergebenheit.

Auch ein dankbarer Löwe.

In der Geschichte der Kreuzzüge liest man, daß ein Ritter, Gottfried de la Tour, der dem ersten Kreuzzuge nach Palästina beywohnte, eines Tages, als er durch einen Wald ritt, plötzlich ein ängstliches Jammergeschrey hörte. In der Hofnung, einen unglücklichen Menschen zu retten, eilte der Ritter muthig durch den Wald hin. Wie erstaunte er aber, als er einen Löwen sah, um dessen Leib sich eine gräßliche Schlange geschlungen hatte. Den Bedrängten beyzustehen ist die Pflicht jedes ächten Ritters, und beseelt von diesem Gedanken, galt es unserm Ritter gleich, ob dieser Bedrängte Thier oder Mensch sey. Genug, es war ein leidendes Geschöpf, das seiner Hülfe bedurfte, — und durch einen Säbelstreich, der die Schlange von einander hieb, befreyte er den Löwen von seinen gefährlichen Banden. Von der Stunde an begleitete dieß dankbare Thier beständig seinen Ritter, folgte ihm überall, wie ein zahmer Hund, und äuserte seine natürliche Wildheit nur auf den Wink und Befehl des Ritters. Natürlicher Weise war diesem damit gedient, einen solchen Kriegsgefährten zu haben. Endlich

war der heilige Krieg glücklich beendiget, und der Ritter schickte sich zur Rückkehr nach Europa an. Gern hätte er seinen getreuen Löwen mit sich genommen, aber kein Schiffer wollte sich überreden lassen, dieß gute Thier an Bord zu nehmen. Er mußte also an dem Ufer, wohin er seinen Herrn begleitet hatte, zurückbleiben, und da er sich von diesem geschieden sah, fieng er fürchterlich an zu brüllen. Gleich darauf stürzte er sich ins Meer und schwamm dem Schiffe nach. Endlich verließen ihn seine Kräfte, er sank — und die Wellen verschlungen dieß edle Thier, das durch Liebe und Treue, die es bis in den Tod gegen seinen Herrn zeigte, ein besseres Schicksal verdient hätte.

Die Erkenntlichkeit eines Elephanten gegen seinen Wohlthäter.

Ein Soldat gab einem Elephanten fast alle Tage ein Stück Brod und einen Schluck Brantwein, und lebte mit ihm so vertraut, daß er seinen Rüssel in die Hand nehmen, auf ihm reiten und sonst noch allerhand Spässe mit ihm treiben durfte. Da nun einmal eben dieser Soldat betrunken von der Wachtstube weggelaufen war, so wollten ihn seine Kameraden, auf Ordre, aufsuchen und arretiren. Allein wie sehr erschracken sie, da sie ihn unter dem Elephanten liegend fanden. Einer von der Wache wollte ihn anpacken und hervorziehen. Dieses aber gab der Elephant durchaus nicht zu, sondern schleuderte ihn so weit weg, daß er zwo Rippen zerbrach und bald darauf starb. Und wären die übrigen Soldaten nicht davon gelaufen, oder hätten sie an ihren Kameraden gleichfalls Hand anlegen wollen, so würden sie vielleicht ein gleiches Schicksal gehabt haben. Da der Soldat von seinem Rausche erwachte, so war er nicht wenig bestürzt über die gefährliche Lage, in welcher er die Nacht über zugebracht hatte, nemlich unter den Füßen des

Elephanten, der ihn durch eine einzige Bewegung so leicht hätte erdrücken können. Jener aber schien sich recht in acht genommen zu haben, daß seinem Wohlthäter kein Leid geschehen möchte. Noch mehr wurde der Soldat für den Elephanten eingenommen, da er erfuhr, wie er sich für ihn gewehrt hätte. Daher machte er ihm alle mögliche Liebkosungen, und gab ihm für denselben Tag eine doppelte Portion Brod und Brantwein.

VI.

Die Treue der Thiere gegen gewisse Menschen.

Die entdeckte Mordthat durch einen Hund.

Unter der Regierung Karls des Fünften, Königs von Frankreich, wurde ein gewisser Aubri von Montdidier in einem Walde umgebracht und unter einen Baum verscharrt. Niemand wußte von dieser That etwas, und ohnerachtet man den Ermordeten, ohne zu wissen, wo er hingekommen seyn mochte, mehrere Tage vermißt hatte, so würde sein trauriges Schicksal vielleicht doch unbekannt geblieben seyn, wenn es nicht durch seinen Hund, welcher ihn begleitet hatte, auf eine sehr auffallende Weise entdeckt worden wäre. Dieser Hund hatte sich mehrere Tage an dem Ort, wo der Leichnam seines Herrn verscharrt worden war, aufgehalten, und vielleicht würde er denselben so bald nicht verlassen haben, wenn ihn nicht der Hunger und Durst dazu genöthiget hätte. Indessen

bleibt es immer noch ungewiß, ob ihn dieses Bedürfniß allein nach Paris zurück getrieben habe, wo er sogleich in das Haus eines vertrauten Freundes des ermordeten Aubri lief, und ein klägliches Geheul anfieng, gleichsam als ob er den Verlust seines Herrn anzeigen wollte. Er war äuserst betrübt, unruhig und lief öfters nach der Thüre, wo er sich allemal umsah, ob man ihm nicht folgen würde. Da aber dieses nicht geschahe, so vermehrte sich seine Unruhe, und er packte endlich den Freund seines Herrn am Rocke, und zog ihn gegen die Thüre hin, gleichsam als ob er sagen wollte, daß er doch mit ihm gehen sollte. Zuletzt machte das Betragen dieses Thieres doch Aufsehen, und man wurde auf dasselbe um so aufmerksamer, weil man sich ohnehin das lange Ausbleiben des Aubri, und die Ankunft des Hundes ohne seinen Herrn nicht erklären konnte. Man gieng also dem Hunde, der immer voranlief, nach, und folgte ihm bis in den Wald. Als derselbe an den Ort kam, wo sein Herr unter dem Baum verscharrt wurde, so fieng er wieder ein jämmerliches Geheule an, und scharrte in die Erde, um es seinen Begleitern zu verstehen zu geben, daß sie hier nachgraben sollten. Man that es,

und fand den erschlagenen Aubri. Jetzt war zwar die Mordthat entdeckt, welche der treue Hund seines Herrn anzeigen wollte, aber der Thäter blieb noch unbekannt. Indessen stund es nicht lange an, daß auch dieser entdeckt wurde. Als nemlich derselbe, (er hieß Macaire, und war ein französischer Edelmann) einmal über die Strasse gieng, so wurde er von dem Hund des ermordeten Aubri sogleich als Mörder seines Herrn erkannt, und mit aller Heftigkeit angefallen. Der Zorn und die Wuth des Thiers gegen diesen Mann war auserordentlich. Es kostete viel Mühe, ihn von diesem Hunde los zu reißen, der aber, so oft er ihn antraf, aufs Neue über ihn herfiel. Nun erregte dieser Vorfall erst Aufmerksamkeit, und man fieng jetzt an, auf diesen Macaire um so mehr Verdacht zu schöpfen, da einige von einer geheimen Feindschaft desselben mit dem unglücklichen Aubri sprachen. Die bekannte Treue des Hundes gegen seinen Herrn, die merkwürdige Anzeige, welche er von seinem Tode gemacht hatte, die Wuth desselben gegen einen Mann, die man sich aus andern Ursachen nicht erklären konnte, und noch andere Umstände machten es mehr als

wahrscheinlich, daß Macaire der Mörder des Aubri gewesen. Nun erfuhr auch der König diese Begebenheit, und um sich mit seinen eigenen Augen von dem, was ihm erzählt worden war, zu überzeugen, und die Sache näher zu untersuchen, so versammelte er in seinem Pallast mehrere Hofleute, unter denen sich auch Macaire einfinden mußte. In eben dieses Versammlungszimmer wurde auch der Hund des Aubri gebracht, der sich anfangs ganz ruhig verhielt, aber in eben dem Augenblick, als er den Mörder seines Herrn erblickte, zu bellen anfieng und auf ihn zufuhr. Jetzt wurde auch der König in seinem Verdacht gegen Macaire bestärkt, und es wurde beschlossen, daß die ganze Sache durch einen Zweykampf entschieden werden sollte. In den damaligen Zeiten war es nemlich gewöhnlich, daß bei solchen Beweisen, die für eine begangene Uebelthat nicht zureichend waren, der Ankläger und der Verklagte mit einander auf einen Zweykampf herausgehen mußten. Solche Kämpfe nannte man Ordalien oder Gottesurtheile, nach der Voraussetzung, daß der Himmel eher ein Wunder thun, als die Unschuld unterliegen lassen würde. Wer also bey dieser Gelegenheit den Sieg davon trug, wurde freygesprochen, der

Ueberwundene aber für schuldig und strafbar erklärt. Vermöge dieser Gewohnheit jener aber=glaubischen und barbarischen Zeiten sollte auch Macaire mit dem Hunde des Aubri, der gleich=sam sein Ankläger war, in einen Kampf heraus treten. Dieß geschah auch. — Aber nur die=jenigen, welche von dem Vorurtheil jener Zeiten eingenommen sind, werden den Macaire darum für schuldig und der Mordthat überwiesen er=klären, weil er von dem Hunde überwunden und zu Boden gerissen wurde. Desto überzeu=gender ist nebst andern Umständen sein eigenes Geständniß, welches er in der Gegenwart des Königs und aller Hofleute von seiner Mordthat ablegte. Eben so rührend ist auch gewiß die Treue jenes Hundes, dem in dem großen Schlosse zu Montargis ein Denkmal errichtet wurde.

Ein ähnliches Beyspiel erzählt der h. Ambrosius. In einem entferntern Theil der Stadt Antiochien wurde ein Mann, der einen Hund mit sich hatte, in der Dämmerung getödtet. In der Dunkelheit entwich der Thäter in einen andern Theil der Stadt. Der Leichnam lag unbegraben, eine Menge Volks stund um ihn her. Der Hund that sehr kläglich. Der Mörder befand sich unter der Menge, um nicht verdächtig zu werden. Das Volk begleitete mitleidtsvoll die Leiche. Der Hund unterbrach sein Geheul, gieng auf den Mörder zu, hielt ihn fest und knurte. Alle kehren die Augen auf ihn, setzen ihn auf die Probe — keinen ergreift er oder hält ihn fest. Der Mörder erschrickt, da er einen so unverdächtigen Ankläger vor sich hat, den er weder der Verläumdung noch des Neides bezüchtigen kann; er läugnete nicht weiter die That.

Der treue Pudel.

Ein Kaufmann that einst eine Reise zu Pferd, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß. Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da jemand dem Kaufmann schuldig war. Er empfieng das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause. Unterwegs aber fiel der Mantelsack, worein er den Geldbeutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug angeschnallt gewesen war. Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon, wohl aber merkte es sein treuer Pudel. Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben, und seinem Herrn nachtragen könnte, aber er war ihm zu schwer. Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er denken sollte. Er geboth ihm, zu schweigen; aber umsonst. Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche; aber vergebens. — Das treue Thier fuhr fort, zu bellen und zu heulen und an dem Pferde hinaufzuspringen, als wenn es seinen Herrn mit Gewalt herunter ziehen wollte.

und da ihm dieser durch mehrere Peitschenschläge abwehrte, fiel er das Pferd an, um ihm durch bellen und beißen zu verstehen zu geben, daß es umkehren sollte. Der Kaufmann erschrack und glaubte, daß sein Hund toll geworden sey. Er liebte denselben, — und es schmerzte ihn, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihn todt schießen zu müssen. Lange bemühte er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen; da aber alles nichts helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, und drückte mit weggewandten Augen los. Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder, und kroch ängstlich winselnd zu seinem Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde den Sporn und jagte davon. Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwohl nicht enthalten, zurück zu sehen, ob das arme Thier wohl schon todt sey. Aber indem er sich auf dem Pferde umdrehte, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks. Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich aufs Herz, daß das wohl die Ursache seyn möchte, warum der Hund so gebellt habe. „Ich Grausamer!“ — rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt. Er fand

ihn aber an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sahe aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen seyn. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur, und — — o wer vermag seine Betrübniß auszudrücken, da er das arme Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem er zurück gekrochen war. Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten seyn möchte. Aber ach! — der sterbende Pudel leckte ihm liebevoll die Hand — und verschied. — —

Auch ein treuer Hund, der seinen Herrn vom Tode rettete.

Ein Friseur begleitete des Abends einen Freund, der nach einem nahe gelegenen Dorfe wollte, zum Thor hinaus, um ihm den rechten Weg zu zeigen, damit er sich insonderheit in dem damals tief liegenden Schnee nicht verirren möchte. Als sie aufs Feld kamen, sahen sie einen Hund, der queerüber mit kläglichen Gewinsel auf sie zukam, und nachdem er sich ihnen genähert hatte, wieder eine Strecke zurück lief und dann wieder kam, gleichsam als wollte er ihnen anzeigen, daß sie ihm folgen sollten. Dieß geschahe auch, weil der Friseur mit seinem Freunde ohnehin diesen Weg machen wollte. Nun war der Hund voll Zufriedenheit, und sprang den beyden Wanderern immer vor. Auf einmal aber blieb jener stehen, und diese erblickten an dem nemlichen Ort einen im Schnee erstarrten Menschen, um welchen der Hund immer mit Winseln herum sprang. Dieser Unglückliche war auch, wie es hernach bekannt wurde, niemand anders als der Herr des Hundes, und nun konnten sich die beyden Freunde die Unruhe des Hundes, und die Ursache, warum er auf sie

zulief und sie gleichsam bereden wollte, mit ihm zu gehen, deutlich erklären. Sie hoben daher den Körper des Erstarrten auf, und brachten ihn nach dem nächsten Ort, wo er bald wieder zu sich selbst gebracht wurde.

Ein Paar eingeschaltete Geschichten von Hunden, denen Kinder ihre Rettung zu verdanken hatten.

a) Ein Pudel zieht ein Kind aus dem Wasser.

Als ein gewisser Kriegsrath von Berlin zu Gatersleben in einer Gesellschaft zu Tische saß, kam sein Pudel und zupfte seinen Herrn am Rocke. Dieser wieß ihn mit einem tüchtigen Schlag zur Ordnung und Ruhe. Allein der Hund kam bald darauf wieder, und wiederholte sein Anmelden mit der Tatze. Jetzt folgte ihm sein Herr, (der vielleicht an mehrere dergleichen Hundserinnerungen, die von Wichtigkeit waren, dachte,) und siehe, der Hund gieng durch ein in der Nähe des Amthauses fliessendes Wasser,

auf eine kleine Insel zu, die sich von dem Sande gebildet hatte. Hier lag ein Kind von etwa zwey Jahren, welches ganz vom Wasser triefte, und ein anderes größeres stand auf der nicht weit davon entfernten Brücke und schrie jämmerlich. Man brachte das Kind in Sicherheit, und nun kam auch das ältere und erzählte, daß ersteres von der Brücke gefallen, von dem Pudel aus dem Wasser geholt und auf die kleine Sandinsel gebracht worden sey. Ohne Zweifel war dieser Hund abgerichtet, ins Wasser zu gehen und hineingeworfene Sachen zu holen. Es scheint also, daß er, da das Kind ins Wasser fiel, seine Kunst nur mechanisch ausgeübt habe. Indessen ist es doch merkwürdig, daß er seine Kunst ausübte, ohne dazu aufgefordert zu seyn, und daß er seinem Herrn von dem, was er that, eine Anzeige machte. Sollte es sich aber nicht auch denken lassen, daß der Hund das Kind auf der Sandinsel weggebracht zu werden wünschte? Sollte ihn das Geschrey der beyden Kinder nicht gleichsam bewegt haben, bey seinem Herrn für sie Hülfe zu suchen? Sollte ein Thier, wenn es auch die Vorstellung von der wichtigen Rettung eines Menschenlebens nicht hat, nicht aus Vorliebe zu gewissen Menschen ihr Leben retten

wollen? Sollte dieser Pudel, wenn z. E. ein anderes Thier, eine Katze, ein Huhn ins Wasser gefallen wäre, es auch ohne Aufforderung heraus geholt haben?

---

b) Ein Hund sucht ein verlohrnes Kind wieder auf.

Unweit dem blauen Gebirge, wo sich viele wilde Thiere aufhalten, wohnte ein aus Frankreich wegen der Religion geflüchteter Landmann, le Ferre. In dem Hause desselben wurde eines Tags das Jüngste seiner Kinder, ein Knabe von vier Jahren vermißt. Er wurde lange am Flusse, auf dem Felde und bey den Nachbarn, aber vergebens gesucht. Die Eltern waren untröstlich. Alles begab sich nun nach dem Gehölze. Tausendmal in einem Athem rief die bekümmerte Mutter, Derik, mein Derik! Wo bist du? Antworte doch deiner Mutter! Ein trauriges Echo wiederholte ihre Klagen, und das Geheul der Affen verdoppelte die trauervollen Stimmen. Unter dieser Zeit war ein mit Pelzwerk beladener Wilder in das Haus des Kolonisten gekommen, um etwas auszuruhen. Da er Niemand als eine alte Negerin antraf, so fragte er, wo ist mein Bruder?

Ach, sagte die Alte, er hat seinen kleinen Derik verlohren! Alles ist fort und sucht ihn. Geschwind, sagte der Wilde, blase ins Horn, daß dein Herr zurück komme. Ich will ihm seinen Derik wieder verschaffen. Es geschah. Der Vater kam zurück, in der Meynung, Derik sey wieder da. Nein, sprach der Wilde, er ist noch nicht da, aber bald sollst du ihn wieder haben. Geschwind gieb mir die Schuhe und Strümpfe, die dein Derik zum letztenmal getragen hat. Was willst du damit? sagte le Ferre. Säume nicht, versetzte der Wilde, gieb sie geschwind her. Und nun ließ er dieselben von seinem Hunde stark beriechen. Hierauf machte er einen weiten Zirkel um das Haus, wenigstens von einer halben Viertelstunde, wobey er seinen Hund überall, wo er gieng, die Erde beriechen ließ. Noch war der Zirkel nicht ganz fertig, als der Hund auf einmal laut zu bellen anfieng, das Zeichen, — daß er auf Deriks Spur gekommen war. Welch ein Freudenton für die armen Eltern! — Der Hund folgte nun immer, mit der Nase an der Erde und lautem Bellen, der Spur und stürzte sich sogleich in das Dickicht des Gehölzes. Eine halbe Stunde darauf kam er zurück, aber mit ganz andern Gebärden als vorher. Er

wedelte um seinen Herrn fröhlich herum, und stieß ihn immer an, ihm zu folgen; ein sichtbarer Beweis, daß er das Kind gefunden hatte. — Ob es aber noch lebte? — Welch eine grausame Ungewißheit! Der Wilde folgte seinem Hunde, der ihn mitten im Wald unter einen großen Baum führte, wo das Kind in einer Entkräftung lag, die dem Tode ähnlich war. Es hatte sich in dem dicken Gebüsche verirrt und nicht wieder heraus finden können. Der Wilde nahm es zärtlich in seine Arme, und eilte, es der Gesellschaft entgegen zu tragen. Kein Anblick war rührender, als wie ihm Vater und Mutter entgegen liefen, und den verlohrnen Sohn aus seinen Händen empfiengen. Nachdem sie das Kind mit Thränen gebadet hatten, fielen sie dem Wilden um den Hals, und endlich kam die Reihe der dankbaren Liebkosungen auch an den Hund. Dieses Thier aber, eben so demüthig als sein Herr, schien hierüber ganz verwirrt und beschämt zu seyn, und er kroch seinem Herrn immer zwischen den Füßen herum, gleichsam als ob er etwas verbrochen hätte. Ganz vollkommen aber wurde die Freude, da Derik wieder die Augen öfnete, und sich ganz erholte. Und diese Rettung hatte man einem Hund zu verdanken!

*) Die Sorgfalt eines Schäferhundes für den Sohn seines Herrn.

Ein Kaufmann hatte einen Schäferhund, der aber nicht zu den beßten Wächtern gehörte. Es wurde also beschlossen, ihn seiner Dienste zu entlassen und zu verkaufen. Allein auf die Fürbitte des Sohnes im Hause, welcher diesen Hund eben so sehr liebte, als er von ihm geliebt wurde, wurde er noch eine Zeitlang geduldet. Es war auch wirklich Niemand in dieser Familie, dem jener Hund so sehr ergeben war, als diesem Jüngling, ob er gleich auch von andern Wohlthaten empfieng, und von demselben nichts weniger als verzärtelt wurde. Ihm folgte, ihm gehorchte er am liebsten, gegen ihn äuserte er am meisten seine Liebe und Freundlichkeit. Es

*) Ueber die unter dieser Rubrik „von der Treue der Thiere gegen Menschen," etwas gehäuften Beyspiele von Hunden, wird sich, wie ich hoffe, Niemand beschweren. Wenn auch die Unterhaltung der Leser durch mehrere Erzählungen von einem und dem nämlichen Thier etwas einförmig zu werden scheint, so gewinnt dieselbe doch auf der andern Seite wieder etwas durch die Verschiedenheit der Erzählung

verflossen, zur großen Freude des für seinen Liebling so sehr eingenommenen Jünglings, mehrere Monate, ohne daß jener Entschluß, den Hund aus dem Hause zu entfernen, wieder in Anregung gebracht wurde. Endlich aber kam dieser Vorschlag abermals zur Sprache, und der Hund sollte, als ein für seine Bestimmung unbrauchbares Thier, aus dem Hause geschafft werden. Um eben diese Zeit geschahe es, daß ihn sein junger Herr auf einen Spaziergang mit sich nahm. Bey einem Flusse fiel es diesem ein, sich zu baden; er zog also seine Kleider aus, und

selber. Da ich dergleichen Geschichten nun einmal unter gewisse Rubriken gebracht habe, so müssen sie nothwendig neben einander stehen, und auf einander folgen, weil sie zusammen gehören. Uebrigens zweifle ich nicht, daß sie ihrer scheinbaren Einförmigkeit unerachtet, doch mit Vergnügen werden gelesen werden. Zu Erreichung dieses Zweckes scheinen mir die Beweise, welche mehrere Hunde von ihrer Treue gegeben haben, keineswegs hinderlich, sondern vielmehr förderlich zu seyn. Wer liest nicht gerne, wenn sein Herz durch eine rührende Erzählung bewegt worden ist, wei=

ließ den Hund am Ufer dieselben bewachen. Der Hund gieng nicht von der Stelle, ließ aber kein Auge von seinem Herrn ab, da er im Wasser war. Bald darauf wurde der Jüngling unsichtbar, aber in eben diesem Augenblicke, als ihn das getreue Thier nicht mehr sahe, sprang es sogleich in den Fluß, suchte ihn, und gab sich alle Mühe, denselben mit seinen Vorderfüßen,

ter, und freut sich, wenn er in der Folge auf ähnliche Geschichten stößt? Daß sich unter dieser Rubrik die Erzählungen von Hunden so sehr gehäuft haben, ist natürlich; weil die Hunde immer zu den treuesten Thieren gehören, und weil man, wegen der genauen Verbindung, in welcher sie mit den Menschen leben, über sie mehr Beobachtungen zu machen Gelegenheit hat, als über andere Thiere. Zwar leben auch mit uns andere Thiere im Umgang, aber ihr Charakter (daß ich so sage) ist nie so bewährt, gut und treu gefunden worden, wie die Gemüthsart des Hundes, wenigstens sind Beyspiele davon seltener, oder es fehlt ihnen an Vermögen und Gelegenheiten, ihre Gesinnungen gegen Menschen auf eine so auffallende Art zu äusern.

die er um den Leib desselben schwang, in die Höhe zu heben. Es mag immer seyn, daß jener Jüngling, wie er versicherte, nicht in Gefahr war, zu ertrinken, sondern daß er sich freywillig unter das Wasser tauchte, so ist es doch auser allem Zweifel, daß ihn sein Hund aus der Gefahr retten wollte, und daß er bey dieser Gelegenheit seine Treue und Geschwindigkeit zeigte. Seit dieser Zeit erwarb er sich auch die allgemeine Liebe der Familie, und man sahe es für Pflicht an, ihn im Hause zu behalten. Sollte dieß nicht auch eine Pflicht gegen alle Thiere seyn, welchen wir auf irgend eine Art verbunden sind, insonderheit, da es ein sehr möglicher Fall ist, daß sie uns wieder ähnliche wichtige Dienste leisten können?

Einige Beyspiele von Hunden, die sich über den Tod ihrer Herren zu todt gegrämt haben.

a)

Ein Domherr des Stifts von Salanches, in Savoyen, hatte das Unglück, bey seiner Zurückkehr von einem Besuche, den er einem Freunde gemacht hatte, in einen Graben zu fallen. Er blieb auf der Stelle todt, und so sehr man sich auch aller Orten nach ihm erkundiget hatte, so war es doch vergeblich, ihn ausfindig zu machen. Man muthmaßte also ein Unglück, das ihm widerfahren sey, und mit diesem schrecklichen Gedanken beschäftiget, setzte sich seine Haushälterin zufälliger Weise an den Rand dieses Grabens, wo sie über den Verlust ihres Herrn weinte und wehklagte. Der Hund des unglücklichen Domherrn, der den Leichnam seines Herrn nicht verlassen hatte, hörte ihre Stimme, und gab durch ein Geheul zu erkennen, daß er in der Nähe wäre. Man zog den todten Körper aus dem Graben und brachte ihn nach Hause, ohne daß ihn der Hund nur einen Augenblick verlassen hätte. Er legte sich unter den Sarg, begleitete ihn nach der

Kirche, wollte in die Gruft hinein springen, und starb drey Tage nachher vor Schmerz, ohne daß er das geringste Nahrungsmittel zu sich nehmen wollte.

b)

Einen ähnlichen, bis in den Tod treuen Hund hatte auch ein Soldat in Koppenhagen, und ein Prediger in Augsburg. Als dieser erkrankte, so wollte sein Hund durchaus nicht von dem Bette seines Herrn weggehen, und da er starb und begraben wurde, folgte er der Leiche bis auf den Kirchhof nach. Des folgenden Tages bekam er die Wuth und mußte erschossen werden. Der Hund jenes Soldaten in Koppenhagen folgte gleichfalls dem Sarge seines Herrn nach, und war kaum von dem Grabe wegzubringen. Ohngefähr acht Tage darauf traf man ihn wieder auf dem Kirchhof an, wo er auf dem Grabe seines Herrn starb!!! —

c.)

Ein Graf in Spanien besaß einen Hund, der ihm wegen seiner schon erprobten Treue vorzüglich werth war. Er verordnete daher, daß jenem nach seinem Tode lebenslänglicher Unterhalt nicht mangelte. Der Graf starb; der Hund weigerte sich Speise, auch eine bessere, wie er bisher hatte, zu sich zu nehmen. Die Anverwandten des Grafen rührte diese Treue des Hundes. Um ihn vom Hungertode zu retten, zog einer von ihnen, der dem verstorbenen Grafen am ähnlichsten war, dessen Kleider an und ahmte seinen Gang und Stimme nach. Er rief den Hund herbei, dieser bezeigte seine Freude und ließ sich die vorgesetzte Speise schmecken. Doch bald erkannte er den Betrug, suchte seinen Herrn aufs Neue, und zog sich dann wieder in einen Winkel zurück, wo er nach einigen Tagen Hungers starb.

Eine ähnliche Geschichte von einer Katze.

In einem gewissen Hause war eine Katze mit dem Kind der Familie gleichsam zugleich erzogen worden, und lebte mit demselben in dem besten Verständniß. Als das Kind krank wurde, so wich die Katze weder Tag noch Nacht von dem Bette desselben. Das Kind starb, und seine Freundin verließ auch die Leiche nicht, bis zu dem Augenblick, da man es zur Erde bestattete. Nun verkroch sich das Thier voll Betrübniß in einen Winkel, — wo es todt gefunden wurde.

Ein Hänfling stirbt aus Betrübniß mit seinem Herrn.

Ein Prediger in Berlin hatte sein großes Vergnügen an einem Hänfling, den er selbst aufgezogen und einige Melodien pfeifen gelehrt hatte. Das Vögelchen genoß die zärtlichste Sorgfalt und Pflege seines Besitzers. Beyde hatten sich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sehr an einander gewöhnt und einander viel Vergnügen gemacht. Sechzehn Jahre war der Prediger im Besitz des Vogels, als er, vom Schlage gerührt, in eben der Stube, wo der Hänfling war, aufs Bette gebracht wurde. Von Stund an hörte der Vogel auf zu singen, und Nahrung zu sich zu nehmen. Der Prediger starb nach einigen Tagen, aber noch vor ihm sein lieber Hänfling. —

Das für seinen betrunkenen Herrn besorgte Pferd.

Ein Bauer war eines Tags auf seinem Pferde zur Stadt geritten, und dort so gut bewirthet worden, daß ihm der Kopf für den übrigen Theil des Körpers zu schwer war. Daher er auf dem Rückweg nicht sonderlich fest im Sattel saß. Das Pferd richtete seinen Gang so viel möglich nach den Umständen des Reuters ein. Da es aber zu einer leimichten Anhöhe kam, welche, weil es geregnet hatte, glatt und schlüpfrig war, konnte es keine so sichern Schritte mehr thun, und der Bauer fiel seitwärts herab, wobey er mit dem einen Fuß im Steigbügel hängen blieb. Das Pferd stand sogleich stille, und machte verschiedene Wendungen mit dem Körper, um seinem Herrn loß zu helfen, aber vergebens. Endlich, nachdem es eine Weile seinen Herrn betrachtet hatte, welcher mit dem Kopf auf der Erde lag, und sich selbst nicht helfen konnte, bückte es sich und faßte, (wahrscheinlich um dem Bauer den Kopf in die Höhe zu heben,) den Schlag seines Hutes, den es auch wirklich mit dem Maul aufhob. Allein der Hut glitt dem Mann vom Kopf,

und er blieb nach wie vor liegen. Zuletzt packte das Pferd mit seinen Zähnen den Rock seines Herrn oben am Halse an, und hob denselben so weit in die Höhe, daß er den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte, und wieder auf die Beine kam. Aus Erkenntlichkeit für diesen Dienst behielt der Bauer das Pferd so lange es lebte, pflegte es in seinem Alter aufs beste, und da es zuletzt sein gewöhnliches Futter nicht mehr kauen konnte, gab er ihm eine Art von Grütze und Suppe, die aus Mehl und Wasser zubereitet wurde, ja er weinte oft, wenn man sich bey ihm nach diesem Pferd, als es schon todt war, erkundigte.

Eine ähnliche Geschichte erzählt Krüger in seiner Experimentalseelenlehre. Der Hauptinhalt derselben ist folgender: Ein Freund dieses Gelehrten ritt zur Nachtzeit auf seinem eigenen Pferde durch einen Wald nach Hause. Er stieß sich unversehens an einen Ast, und weil er sehr schnell ritt, so stürzte er vom Pferde herab. Dieses blieb nicht nur alsobald stehen, sondern es kehrte auch nach dem Orte zurück, wo sein Herr hergekommen war, und da das Haus verschlossen war, in welchem der unglückliche Reuter kurz vorher gewesen, so klopfte es mit den Hinterfüßen so lange an, bis die Leute erwachten und aufmachten. Als sie nun das Pferd ohne Reuter sahen, eilten sie mit demselben auf dem Wege nach dem Hause seines Herrn fort, und kamen durch seine Anweisung an den Ort, wo es denselben verlohren hatte.

Die Treue und Sorgfalt eines Elephanten.

So wenig der Elephant einem Geschöpfe von Gefühl und Empfindung gleich sieht, so ist es doch unläugbar, daß derselbe eines hohen Grades von Zärtlichkeit, Treue und Dankbarkeit fähig seye. Insonderheit ist er seinem Führer und Herrn, wenn er von demselben gut behandelt wird, mit der größten Zuneigung ergeben. Dieß beweißt unter andern auch folgende Erzählung. Als Pyrrhus mit gewafneter Hand in Argos eindrang, bekam einer von seinen Soldaten, welcher auf einem Elephanten saß, eine gefährliche Verwundung, und stürzte hinunter auf die Erde. Als nun der Elephant sahe, daß er seinen Herrn unter dem Getümmel verlohren, schlug er den ganzen Haufen aufs schrecklichste auseinander, bis er ihn wieder gefunden hatte. Er nahm ihn hierauf mit seinem Rüssel von der Erde, setzte ihn auf seine Zähne und kehrte mit ihm nach der Stadt zurück.

Beynahe unglaublich ist es auch, was man von dem Elephanten des Porus (Königs in Indien) erzählt. Als dieses Thier sahe, daß sein Herr durch eine Menge von Wunden ganz

entkräftet war, kniete es langsam nieder, um ihn abzusetzen, und zog mit seinem Rüssel die Pfeile aus dem Körper desselben. Da aber der Elephant wahrnahm, daß sein Herr gar zu viel Blut verlohr und ohnmächtig wurde, nahm er ihn wieder auf seinen Rücken, und trug ihn ins Lager.

Der reumüthige Elephant. *)

Wahrscheinlich wurde einmal ein Elephant von seinem Herrn mißhandelt, es sey nun durch Schläge oder Neckereyen, oder sonst auf irgend eine Art. Genug, der Elephant, der sonst gegen seinen Führer alle Folgsamkeit und Zuneigung beweißt, fühlte sich beleidiget, und gerieth in eine solche Wuth, daß er seinen Herrn abwarf, ihn unter die Füsse trat, und mit seinem

*) Ob gleich in diesen Erzählungen die Treue zweyer Elephanten weniger ins Auge fällt, so lassen sich diejenigen Handlungen, die von ihnen erzählt werden, doch auf eine gewisse Art der Treue reduziren. Wenigstens enthalten diese Geschichten manches, was uns für diese Thiere in Rücksicht ihrer Gemüthsart einnehmen muß.

Rüssel so lange auf ihn lospeitschte, bis er todt war. Der Schmerz und Schrecken, welchen die Frau des Elephantenführers hierüber empfand, war unaussprechlich. Was sollte sie nun mit diesem Thier, welches sich nur von ihrem Manne führen lies, anfangen? Womit sollte sie sich mit ihren beyden kleinen Kindern, da der Vater derselben todt war, ernähren? Und der Anblick ihres zertrettenen, so unglücklicher Weise umgekommenen Mannes, — wie schrecklich mußte er für sie seyn? — Sie gerieth beynahe in Verzweiflung, rang die Hände, wehklagte laut, und warf ihre beyden Kinder vor die Füsse des Elephanten hin, dem sie fluchte, und zu dem sie sagte: „Unthier! — da du meinen Mann umgebracht hast, tödte seine und meine Kinder auch!" Darüber stutzte der Elephant, sahe die Kinder an, und wurde so wehmüthig und traurig, daß es ordentlich schien, als bereuete er seine That. Hierauf nahm er den einen Knaben mit dem Rüssel auf, und setzte ihn hinter sich auf seinen Kopf, wo der Vater immer gesessen hatte, gleichsam als wollte er anzeigen, dieser sollte künftig sein Führer seyn. Von der Stunde an lies er sich auch von dem Knaben leiten, wohin dieser wollte.

Ein Elephant entdeckt eine Mordthat.

Ein Indianer, der eine alte Frau hatte, ward ihrer überdrüßig und tödtete sie. Er verscharrte sie in dem Stalle, wo sein Elephant stand und heurathete eine andere. Als der Elephant einige Tage nachher seine neue Hausmutter sah, nahm er sie auf den Rüssel, und trug sie zur Grabstätte der Ermordeten hin. Hier grub er die Leiche aus, und unterrichtete die Neuvermählte von der Grausamkeit ihres Mannes.

VII.
Anhänglichkeit der Thiere an Menschen. *)

Der theilnehmende Papagey.

Nicht selten fällt das, was man öfters von Papageyen erzählt, mehr ins Lächerliche als ins Rührende. Wenn dieser Vogel auch bisweilen in den Ton einer Familie einzustimmen, und an ihren Freuden und Leiden den gerührtesten Antheil zu nehmen scheint, so daß er mit

*) Unter dieser Rubrik fasse ich alles dasjenige zusammen, was in einzelnen Erzählungen von der Liebe, Vertraulichkeit, Geselligkeit, Zärtlichkeit und Freundschaft der Thiere gegen Menschen gesagt werden kann. Ob ich gleich manche dieser Erzählungen unter den vorhergehenden Rubriken hätte anbringen können, so schien es mir doch nicht unschicklich zu seyn, denselben einen eigenen Abschnitt zu widmen, weil sie nicht blos als Beyspiele der Dankbarkeit und Treue, sondern auch aus andern Gesichtspunkten betrachtet werden können.

dem Fröhlichen fröhlich, und mit dem Traurigen traurig ist, mit dem Lachenden lacht und mit dem Weinenden weint, so verändern sich doch öfters auf einmal solche Scenen, und es erfolgt bisweilen von Seiten dieses Vogels, unter den rührendsten Auftritten, eine scherzhafte Zwischenrede und ein muthwilliges Gelächter, welches uns überzeugt, daß derselbe in seinen Freuden- und Leidesbezeugungen nur ein blinder Nachahmer anderer sey. Jedoch ist dieses nicht immer der Fall, und bisweilen bleibt sich der Papagey in den Aeuserungen seiner Gemüthsbewegungen immer gleich, und scheint wirklichen Herzensantheil an dem Schicksal anderer zu nehmen. Gleichsam als ob er das Unglück mit fühlte, welches diese oder jene Person in seinem Hause, oder eine ganze Familie betroffen hat, — ist er betrübt, und seufzt und klagt mit den Leidenden. Dieß war auch der Fall bey jenem Papagey, dessen Besitzer seinen eigenen Sohn zum Tode verurtheilt hatte. Ueber dieses Urtheil entstund in der Familie das größte Leidwesen. Die Zimmer erhallten von Klagen, Ströhme von Thränen flossen, bange Seufzer und die wehmüthigsten Bitten an den unerbittlichen Vater wechselten mit

einander ab. Aber nichts rührte ihn. Endlich hörte er auch das jämmerliche Wimmern des Papageys, *) und dieses traf und erweichte sein Herz. Eine Thräne fiel wegen diesem Fürbitter und zärtlichem Theilnehmer an den Leiden der Familie von seinem Auge, und er vergab seinem Sohn. —

*) Ob man gleich auch bey dieser Geschichte sagen könnte, daß dieser Papagey nur Nachahmer der um ihn herum in dem Zimmer klagenden, seufzenden und weinenden Personen gewesen, so läßt sich doch auch seine Theilnahme an den Leiden der Familie nicht schlechterdings wegläugnen. Gesetzt, diese Theilnehmung seye auch nur darin bestanden, daß er durch die Betrübten betrübt gemacht worden: so ist diese Veränderung bey einem Vogel auffallend genug. Es ist aber der Intelligenz und dem Charakter eines Papageys gar nicht widersprechend, daß er wirklich betrübt und bekümmert gewesen, da er vielleicht den Sohn des Hauses lange nicht gesehen haben mochte. Wir wissen, wie weit die Sehnsucht der Thiere geht.

Die freundschaftliche und gesellige Spinne.

Ein vornehmer Mann kam unschuldiger Weise in ein tiefes Gefängniß, in welchem er wie lebendig begraben war. Nur von oben fiel ein wenig Licht in sein dunkles, ödes Loch. Kein Freund durfte zu ihm kommen. — Alles, was ihm nur einigen Zeitvertreib hätte verschaffen können, wurde von ihm entfernt. Er war ganz den Qualen der langen Weile überlassen. Endlich leistete ihm eine Spinne Gesellschaft. Sie war oben bey dem Luftloche hereingekrochen, und wurde bald mit dem Gefangenen so vertraut, daß sie ihm auf die Hand kroch und sich vor ihm gar nicht fürchtete. Sie wurde von ihrem Freund gefüttert, und war das einzige, lebendige Geschöpf, das ihm Freude machte. Ganze Stunden unterhielt er sich mit ihr, und ihr Umgang verschafte ihm viele frohe Augenblicke. Indem er aber einmal mit derselben ganz vertraut, aber etwas laut gesprochen hatte, so hörte der Kerkermeister seine Stimme, öfnete die Thür und fragte, mit wem er gesprochen hätte? Mit dieser Spinne! — antwortete der Gefangene, Nein, sagte dieser, auch dieser

Zeitvertreib soll dir nicht vergönnt seyn, und nahm hierauf die Spinne und zertrat sie mit den Füßen. — Der Bösewicht!! —

Das vertrauliche und freundschaftliche Schwein.

Unter diesen Erzählungen erwartete vielleicht Niemand eine Anekdote von einem Schwein. Denn obgleich dieses Thier, das wilde wie das zahme, gegen seine Jungen sehr zärtlich ist, so hat es sich doch, nach allgemeinen Erfahrungen, im Umgang mit Menschen nie liebenswürdig zu machen gewußt. Und doch liegen in folgender Erzählung manche Bewegungsgründe, auch an diesen Thieren etwas Liebenswürdiges zu finden. Ueberhaupt ist es nichts so auserordentlich Seltenes, daß man selbst wilde Schweine zur Vertraulichkeit und Gesselligkeit mit Menschen gewöhnen kann, und Herr von Dießkau erzählt (in dem Naturforscher) von einem wilden Schweine, welches er so zahm gemacht, daß es mit ihm, da es schon bald drey Jahre alt war, die Treppe hinauf in die Stube ging, sich an ihn, wie ein schmei-

chelnder Hund, in die Höhe lehnte, und kleine Stücke von Brod und Zucker aus seinen Lippen, auch zum Zeichen seiner Zuthätigkeit ihm die Hand in den Rüssel nahm. Eben dieser Thierfreund bekam auch einmal einen Frischling, oder ein junges wildes Schwein. Dieses gewöhnte sich bey zunehmendem Alter dergestalt an ein gewisses Frauenzimmer, daß es beständig, wenn sie saß, entweder unter ihr, oder auf ihrem Rocke lag, und sie, wo sie hingieng, immer begleitete. Wenn sie des Abends zu Bette gieng, legte es sich vor dasselbe hin, und blieb daselbst liegen, bis es ihm zu kalt wurde. Die Zuneigung dieses Thiers zu gedachtem Frauenzimmer war so groß, daß es sogar anfieng, dasselbe zu vertheidigen; denn da die Magd dieses Frauenzimmer einmal auskleiden wollte, so kam das junge Schwein mit Grunzen und vorwärts gekehrten Borsten unter dem Stuhle hervor und auf die Magd los gefahren, daß sie, wenn es Kraft genug gehabt hätte, über den Haufen hätte fallen müßen, und da sie ihm die Hand hinhielte, so biß das kleine Thier so stark hinein, daß sie sich zurück ziehen mußte. Dieses Frauenzimmer war übrigens die einzige Person, welche

das Schweinchen, ob es gleich von derselben nicht gefüttert wurde, in Affektion nahm. Sonst konnte es Niemand, selbst diejenigen, die ihm gewöhnlich zu essen gaben, leiden, wie es sich denn auch insonderheit um eines Fuchses willen, den man auch zahm machen wollte, zu Tode geärgert hat.

Busbek schreibt in einem seiner Briefe: „es sind viele Bücher vorhanden, in welchen von der Liebe der Thiere gegen Menschen die Rede ist. Ich versagte jenen Erzählungen immer Beyfall, um nichts Fabelhaftes zu glauben, bis ich einen Luchs, den ich aus Assyrien erhielt, einem meiner Leute so ergeben sah, daß nach wenigen Tagen jedermann gestehen mußte, er liebe diesen Menschen. War dieser gegenwärtig, so schmeichelte, liebkoßte, küßte ihn jener. Wollte er weggehen, so hieng er sich mit seinen Klauen ins Kleid, ihn zurückzuhalten, verfolgte den Weggehenden mit den Augen, war traurig und wann er ihn wieder kommen sah, dann voller Freude. Die Sehnsucht nach dem Abwesenden ertrug er einmal nicht länger, er gieng mit mir übers Meer ins türkische Lager. Hier, da er ihn nicht sah, nahm er einige Tage keine Speiße mehr und schmachtete so dahin.

Auch habe ich, fährt Busbek fort, einen Kranich, der von den gewöhnlichen sehr verschieden ist, denn ein weißer Federbusch hängt auf beiden Seiten ihm über den Kopf herab, der obere Theil des Halses ist schwarz, auch ist er größer wie die andern Kraniche. Dieser

aus den Balnearischen Inseln mir zugekommene Kranich gab unverwerfliche Beweise seiner Zuneigung gegen einen spanischen Soldaten, den ich aus der Gefangenschaft erlößte. Wenn dieser oft mehrere Stunden auf und ab gieng, gieng der Kranich zugleich mit ihm; stund jener still, auch dieser; saß jener, stund der Kranich vor ihm. Andre durften ihn nicht berühren, nur der Soldat durfte es. War dieser vom Hause weg, gieng der Kranich zum Schlafgemach, klopfte an und eröfnete es mit dem Schnabel. Wenn mehrere kamen, musterte er sie mit den Augen, ob sein Herr unter ihnen sey. Wenn er ihn nicht fand, umgieng er das Haus und ließ ein so scharfes Geschrey von sich hören, das fast nicht zu ertragen war; man mußte ihn einsperren, damit die Ohren Friede hätten. Wenn der Soldat wieder kam, lief er ihm mit ausgebreiteten Flügeln entgegen und machte lächerliche und tölpische Bewegungen mit dem Körper. Endlich wurde dem Kranich es zur Gewohnheit unter dem Bette des Soldaten zu schlafen; wo er auch einmal ein Ey legte.

Der Trieb eines Hundes nach seiner Heimath zurückzukehren. *)

Wie sehr Thiere von dem Ort ihres ersten und längsten Aufenthalts angezogen werden, beweißt auch folgende Anekdote. Ein Jäger im Wernigerodischen wurde auf Empfehlung als Förster in Dänemark befördert. Als er abreißte, gab man ihm einen wohldressirten Jagdhund mit, den er am Hofe zu Koppenhagen abliefern sollte, mit dem Bedeuten, diesen Hund wohl in Acht zu nehmen. Er reißte mit der Post, und hatte seinen Hund beständig neben sich an einem Riemen. So kam er glücklich in Hamburg an. Hier glaubte er wegen der Rückkunft des Hundes unbesorgt seyn zu können, er lies ihn also frey gehen. Nach einiger Zeit aber vermißte er den Hund, und konnte ihn, alles Suchens ungeachtet, nicht finden. Er sah sich also genöthiget, den Verlust desselben gleich von Hamburg aus zu melden. Aber ehe noch der Brief ankam, hatte sich der Hund bey seinem vorigen Herren schon wieder eingefunden.

*) Solcher Beyspiele giebt es sehr viele, die ich aber deßwegen, weil sie bekannter sind, in meinen Erzählungen nicht häufen will.

Dieser glaubte, daß er auf dem Wege nach Hamburg entlaufen sey, und erstaunte nicht wenig, als er den Brief mit der Nachricht erhielt, daß der Hund glücklich bis Hamburg gebracht worden sey. Es ist schwer, ja unmöglich zu bestimmen, ob der Geruch oder das Gesicht, oder beyde zugleich den Hund die Spuhr zur Rückkehr habe finden lassen, da derselbe den Weg nicht zu Fuß gemacht. So viel ist klar, daß der Trieb nach der Heimath ihn zurückgeführt, und alle seine Kräfte der Vorstellung und Empfindung in Bewegung gesetzt habe, um sie wieder zu finden.

Das erneuerte frohe Andenken einiger Hunde an ihre verstorbene Besitzer.

Daß die Thiere gewisse Eindrücke und Bilder, die ihrer Phantasie einmal eingeprägt sind, behalten, daß diese Eindrücke und Bilder durch äuserliche Veranlassungen wieder erneuert und belebt werden können, und daß die Thiere in solchen Fällen ihre lebhaften Vorstellungen mit wirklichen Empfindungen verwechseln, davon sind folgende Anekdoten Beweise.

Eine würdige Matrone in Halberstadt hatte einem Verwandten ein Kleid ihres verstorbenen Mannes geschenkt. Nach längerer Zeit kam derselbe in dieser Kleidung zu ihr. Der Hund glaubte seinen vormaligen Herrn zu sehen, und hatte eine ausnehmende Freude, die er auf alle mögliche Weise zu erkennen gab, gerade, als wenn sein verstorbner Herr wieder vor ihm stünde. — Hieher gehört auch eine ähnliche Geschichte. Ein bejahrtes Frauenzimmer hatte in ihrer Einsamkeit ein Hündchen zur Gesellschaft, welches oft neben ihr auf dem Kanapee lag, und überhaupt sehr begünstiget wurde. Sie starb und ihre Schwiegertochter nahm das Hündchen zu sich. Diese hatte unter andern,

von ihrer Schwiegermutter auch einen Mantel geerbt, mit welchem dieselbe auf ihrem Kanapee zu sitzen pflegte, wenn sie ihr Hündchen bey sich hatte. Mehrere Monate nach dem Tode derselben holte die Schwiegertochter diesen Mantel, um ihn für ihre Kinder zu benützen, und legte ihn auf ein Pantalon, welches neben der Stubenthür stund. Das Hündchen, welches sein Quartier hinter dem Ofen hatte, und von dem Pantalon wohl zehen Schritte entfernt war, kam mit einmal gesprungen, stellte sich auf die Hinterfüsse, um den Zipfel des Mantels berühren zu können, und fieng an, aus allen Kräften zu heulen, gerade so, wie es die Hunde zu machen pflegen, wenn sie einen hohen Grad der Freude empfinden, welches z. E. der Fall ist, wenn sie ihren Herrn nach einer langen Abwesenheit wieder sehen. Der Mantel wurde wieder entfernt und der Hund wurde auch wieder ruhig. Indessen war der Vorfall zu merkwürdig, als daß jenes Frauenzimmer nicht darauf hätte aufmerksam werden sollen. Nachdem sich der Hund wieder zur Ruhe begeben hatte, holte sie nun den Mantel wieder absichtlich in die Stube, um zu sehen, ob wirklich die Zuneigung des Hundes

zu seiner vorigen Gönnerin noch bey ihm fortwähre. Sie legte den Mantel wieder aufs Pantalon, und die ganze vorige Scene wurde erneuert. Gewiß ein merkwürdiger und rührender Vorfall!

Der rührende Tod einer Wasserhündin. (Pudels.)

Die Anhänglichkeit gewisser Thiere an Menschen, insonderheit an solche, die ihnen wohlthun, und von welchen sie gütig und freundschaftlich behandelt werden, ist zu bekannt und entschieden, als daß man aus derselben nicht sollte schliessen können, daß sich solche Thiere in einer sehr peinlichen Lage befinden, wenn es ihnen unmöglich ist, zu denjenigen zu kommen, von welchen sie sonst so freundschaftlich aufgenommen wurden, und bey welchen sie, bald aus dieser, bald aus jener Ursache, so gern verweilten. Daher sind insonderheit die Hunde öfters so traurig, wenn sie von ihren Herren entfernt werden; daher strengen sie nicht selten, wenn sie krank sind und sich kaum von der Stelle bewegen können, alle Kräfte an,

sich aufzuraffen, und zu ihren Wohlthätern hinzukriechen, um nur in ihrer Nähe zu seyn. Hievon ist auch folgende Geschichte, die Percival zu umständlich erzählt, als daß ich sie für eine Erdichtung halten könnte, ein Beweis. Eine Wasserhündin, erzählt dieser Schriftsteller, die einem Nachbar von mir gehörte, war in des Euphronius (dieser Name möchte vielleicht erdichtet seyn) Familie ein fleißiger und willkommner Besuch. Ihre sanften Blicke, ihre freundlichen Manieren und ihre Begierde zu gefallen, machten sie bey dem Gesinde und den Kindern des Hauses sehr beliebt. Nun war einmal wegen der tollen (wüthigen) Hunde ein großer Lärm zu Manchester. Um Sylvien, (so hieß die Wasserhündin) vor der Gefahr gebissen und angesteckt zu werden, sicher zu stellen, wurde sie auf das sorgfältigste in ihre Hütte eingesperrt. Eine Woche gieng ohne einen einzigen Besuch von ihr in Euphronius Hause vorbey. Niemand wußte die Ursache ihrer Abwesenheit, und man vermißte sie sehr. Endlich kam sie wieder. Die Kinder sammelten sich voll Freude und Frolocken um sie her, wurden aber gewahr, daß sie sehr schwach, furchtsam und abgezehrt war. Sie kroch mehr als sie gieng, sahe aber

mit wehmüthigfreundlichem Blick ein Kind des Hauses nach dem andern an. Endlich that sie einen Schritt vorwärts, leckte einen Knaben, der seine Hand ausgestreckt hatte, sie zu streicheln, die Hand, — und — — starb zu seinen Füssen. —!

Die Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn. *)

Ein herumziehender Italiäner oder Landkrämer hatte an einen schwäbischen Forstmeister einen Hühnerhund verkauft. Dieser konnte lange seinen vorigen Herrn nicht vergessen, er war beständig traurig, und wollte eine geraume Zeit nichts essen. Endlich aber schien er sich an seinen jetzigen Aufenthalt und Herrn doch zu gewöhnen, und er lies sich so gut abrichten,

*) Diese Geschichte ist nicht nur eine der rührendsten, sondern auch der merkwürdigsten, weil sie zu den mannigfaltigsten Betrachtungen und Beobachtungen Gelegenheit giebt. Bey denselben möchte auch manche Frage aufgeworfen werden, die so leicht nicht zu beantworten wäre.

daß er zu den besten Hunden des Forstmeisters gehörte. Aber gerade zu einer Zeit, wo man sichs am wenigsten vermuthete, kehrte seine Sehnsucht nach seinem ersten Herrn zurück. Es war ungefähr ein Jahr, als der Forstmeister diesen Hund gekauft hatte, da er einige Wochen hinter einander die Bemerkung machte, daß derselbe täglich auf einen Hügel lief, von welchem man die Landstrasse übersehen konnte. Auf diesen setzte er sich öfters hin, und blickte nach der Gegend hin, wo sein voriger Herr, der Italiäner, herzukommen pflegte. Er legte alsdenn bisweilen seinen Kopf auf die Erde, als ob er etwas behorchen wollte, sprang in die Höhe, bellte, und schien auf die Ankunft seines alten Herrn zu warten. Wenn man ihn von diesem Ort abrief, so folgte er zwar dem Ruf seines Herrn, aber, wie es schien, ungern, und so bald er seinen freyen Willen hatte, lief er wieder dem Hügel zu. Allerdings war dieses Betragen auffallend, aber noch auffallender ist die Bemerkung, die der Forstmeister an eben diesem Hunde machte, daß derselbe drey und vier Jahre hinter einander, zu der nemlichen Zeit, als er von dem Italiäner verkauft wurde, eine solche Unruhe, gleichsam als ob er seinen

Herrn erwarten wollte, zu erkennen gab, und am rührendsten ist die Folge dieser Geschichte, die zwar den Erwartungen der Leser vielleicht nicht ganz entspricht, die aber dieselbe gewiß auf eine angenehme und rührende Weise überraschen, und denselben manches zu denken und zu empfinden geben wird. Als nemlich der Forstmeister einmal seinen Hund (es war im Herbst, wo dieser gewöhnlich auf seinen Herrn zu warten schien) auf die Jagd mitgenommen hatte, so entfernte sich derselbe ungewöhnlich weit von seinem Herrn. Ein Ruf desselben war sonst hinlänglich, den Hund herbeyzulocken. Aber dießmal schien er nicht folgen zu wollen, und wenn ihm sein Herr rief, so antwortete er mit einem schrecklichen Geheul. Der Forstmeister wollte also sehen, ob seinem Hund nichts widerfahren sey, mußte ihn aber lange suchen. Endlich fand er ihn an einem Sumpf, in welchem er einen alten Mann bis an die Arme versunken sahe. Ganz ermattet und kraftlos hielt sich dieser nur noch an der Schnur seines Ränzels, welcher an dem Ufer des Sumpfes lag, indessen der Hund das andere Ende der Schnur mit den Zähnen gefaßt hielt, und äusserst bemüht war, dem Unglücklichen heraus zu

helfen. Sobald der Hund den Forstmeister gewahr wurde, erhub er ein heftiges Geschrey, lief auf ihn zu, zog ihn beym Rock, und nöthigte ihn gleichsam, dem Mann beyzustehen. Dieß geschahe auch. Der Versunkene wurde herausgezogen, und nun war der Hund voll Freude, sprang an demselben hinauf, und machte ihm tausend Liebkosungen. Je weniger sich der Forstmeister anfangs die Anhänglichkeit seines Hundes an diesen fremden Mann erklären konnte, desto begreiflicher wurde ihm die Sache, da er den Fremden an seiner Sprache, als einen Italiäner erkannte und von demselben hörte, daß er einmal seinem Sohn einen Hund geschenkt hätte, den jener, da er noch lebte, gewöhnlich auf seinen Reisen mitgenommen. Dieser Hund war auch der nämliche, den der Forstmeister von dem Sohn dieses Italiäners vor vier Jahren gekauft hatte, und von welchem der alte Vater erzählte, daß er denselben einst ganz klein, in einem Bache gefunden, ihn aus Mitleid herausgezogen, gepflegt und erzogen hätte. Gewiß eine rührende und sonderbare Geschichte, die auch als Geschichte der Vorsehung gelesen werden kann.

Die Freude eines Löwen bey dem Wiedersehen eines Bedienten seines vormaligen Herrn.

Ein Uhrmacher aus London, der sich viele Jahre in Marocco aufhielt, hatte daselbst einen Löwen erzogen, welcher so zahm, wie ein junger Hund geworden war. Da sein Herr, (er hieß Heinrich Archer,) nach England wieder zurück kehrte, so nahm er auch diesen Löwen mit, und machte denselben dem damaligen König Jacob dem Ersten zum Geschenke, welcher ihn im Tower verwahren lies. Durch besondere Zufälle kam nach langer Zeit einer von Archers ehemaligen Bedienten dahin, und wurde sogleich von dem Löwen erkannt, so wie auch er denselben erkannte. Daher trug er um so weniger Bedenken, selbst in das Behältniß zu gehen, wo der Löwe eingeschlossen war, und wurde von demselben, ohnerachtet alle Anwesende für ihn besorgt waren, mit allen Zeichen der Liebe und Ergebenheit empfangen. Der Löwe sprang ihm sogleich entgegen, leckte und liebkosete ihm als einen alten Freund. Da er aber wieder weggieng, so war das Thier anfangs ganz traurig, und sah ihm wehmüthig nach; endlich

fieng er fürchterlich an zu brüllen, riß den Boden seines Käfichts auf, und wollte in vier Tagen durchaus nicht fressen.

Die zärtliche Wiederzusammenkunft eines Pferdes und seines ehemaligen Stallknechts.

Einem Prediger (Herrn Prillmaier zu Ströbeck) wurde von dem Herrn Domdechant von der Busche ein Pferd geschenkt, damit er seine wankende Gesundheit durch Bewegung wieder herstellen möchte. Dieß Pferd war nicht mehr jung, aber weil es um so gesetzter war, paßte es sehr gut für einen Mann, der das Reuten erst lernen mußte. Es that gute Dienste, und der hypochondrische Prillmaier wurde so dreist, daß er einst sogar einen Ritt ins Ausland wagte, um einen entfernten Freund zu besuchen. Auf dieser Reise kehrte er unter andern auch einmal Mittags in einem Dorfe ein. Er gab sein Pferd an den Wirth ab, und bat, aufs beste für dasselbe zu sorgen. Als er sich etwas erholt hatte, wollte er wissen, wie es seinem Pferd gienge. Er ließ sich den Stall zeigen,

und gieng auf denselben zu. Aber noch ehe er ihn erreichte, hörte er das Pferd gewaltig wiehern, er wurde neugierig, verdoppelte seinen Schritt, öfnete die Thür und erblickte hier eine äuserst rührende Scene. Der Kopf des Pferdes lag auf der Schulter des Hausknechts, und dieser hatte seine Arme um den Hals des Pferdes geschlungen. Es wieherte in Einem fort, und der Hausknecht rief, mit Thränen im Auge, einmal über das andre: „Altes Lieschen, lebst du noch?" Prillmaier fragte den Hausknecht, woher ihm das Pferd bekannt sey. Dieser erzählte dann, daß er vor vielen Jahren bey einem gewissen General als Reitknecht gedient habe, wo er unter andern auch dieses Pferd besorgt, und viel auf dasselbe gehalten habe. Das Pferd habe ihn — und er — das Pferd sogleich wieder erkannt. So wenig nun diese Erzählung zu bezweifeln war, so zog dennoch Prillmaier genaue Nachricht von den vorigen Besitzern des Pferdes ein, und am Ende fand sich auch die Erzählung bestättiget. Erfahrne Landwirthe versichern auch, daß Knechte, die auf ihre Pferde halten, und sie gut besorgen, dergleichen Pferde auf dem Viehmarkt, nachdem sie schon oft ihre Herren gewechselt,

unter Tausenden leicht wieder kennen, und auch von den Pferden selbst bald wieder erkannt werden.

Die vertrauliche Krähe.

In dem kalten Winter 1740 kam eine Krähe, die kaum noch fliegen konnte, in das Haus des Domhern von Haaren zu Ströbeck, geflogen, und fiel halb todt im Hause nieder, so daß sie mit der Hand aufgenommen werden konnte. Man brachte sie in ein erwärmtes Zimmer, wo sie allmählig wieder zu sich selbst kam. Sie wurde gehörig verpflegt, und man ließ ihr alle Freyheit. Sie blieb auch in diesem Hause, bis der Winter zu Ende war, wo sie sich wieder ins Freye begab. Den nächsten Winter aber kam sie wieder in dasselbe Haus, wo sie so gut aufgenommen worden war, und fand wieder eine gute Aufnahme. Sie setzte ihren Winterbesuch einige Jahre fort, blieb aber nach der Zeit aus, vermuthlich weil sie irgendwo ihren Tod gefunden hatte.

Die vertrauten Rothkehlchen.

In einem Karthäuserkloster stellten sich einst mehrere Rothkehlchen ein, und erheiterten die stille Einsamkeit desselben. Im Frühlinge wurde ihnen das Kloster zu enge, und sie sehnten sich nach ihrem lieben Walde. Die guten Patres schenkten ihnen auch gern die Freyheit wieder. Dankbar kamen sie mit dem Winter zurück, und sangen unermüdet, als wollten sie mit jedem Tag die Güte ihrer Ernährer preisen.

Auch Göze (ein beliebter Schriftsteller und Naturforscher) machte eine Erfahrung, bey der man kaum weiß, ob man mehr über die Treue, oder über das Gedächtniß dieses Vogels erstaunen soll. Freywillig kam ein solcher im späten Herbst zu ihm, und schien um ein Winterquartier zu bitten. Sogleich nahm er das Futter, das man ihm gab, und nahm sich die Freyheit, sich in einer Theetasse baden zu wollen. Dreymal mußte man ihn im Frühlinge fortjagen, so theuer war ihm dieses Haus geworden. Im Herbst meldete er sich wieder vor den Fenstern, und kam, da man nicht darauf achtete, durch ein Loch in den Keller, wo er sich freywillig fangen ließ. Es war kein Zweifel, daß es der

Nämliche sey, dem man vor einigen Monaten die Freyheit aufgedrungen hatte. Denn er ließ sich im Zimmer an eben dem Ort nieder, wo er sonst saß, flog beym Erwachen sogleich an den Ort, wo sein Eßteller stand, that mit der Frau vom Hause bekannt, wollte sich wieder in der Theetasse baden und war eben so zudringlich, wie sonst. Im Frühjahr entließ man ihn wieder. Aber mit sichtbarer Wehmuth trennte er sich von denen, unter welchen es ihm so wohl ergangen war, blieb noch einen halben Tag im Garten, sah oft nach den Fenstern und flog endlich traurig über die Gartenmauer. Im Herbst kam das vertrauliche Thierchen zur allgemeinen Freude der Hausbewohner wieder.

Der Abzug der Schwalben.

Es ist, wenigstens in gewissen Provinzen Deutschlandes, eine ziemlich allgemeine Sage des Volks, daß die Schwalben am Tag der Geburt Mariä (den 8. September) unsere Gegenden verlassen und in wärmere Länder ziehen. Allein man weiß es, daß die Volkssagen nicht immer die gegründetsten sind, und daß bey denselben öfters mehrere Erfahrungen für allgemeine gelten müssen. Und dieß ist auch gewiß der Fall bey der Behauptung in Rücksicht des Abzuges der Schwalben am 8. September. Erst dieses Jahr sahe ich sie noch lange nach Mariä Geburt. Vor einem Jahr aber geschahe es wirklich, daß sie an diesem Tage abreißten, und ich verwunderte mich darüber um so mehr, theils weil damals die Witterung noch sehr günstig war, theils weil jene Volkssage, mit welcher ich erst damals bekannt wurde, so genau und pünktlich eintraf. Noch merkwürdiger aber und angenehmer waren mir die Bemerkungen, zu welchen mir die Abreise dieser Vögel Gelegenheit gab. Es war einer der schönsten, herrlichsten und zugleich ziemlich warmen Herbsttage, als sich dieselben ungefähr um sieben Uhr frühe

auf einem, meiner Wohnung auf der Nordseite gegenüber stehenden sehr großen, mit platten Ziegeln belegten Dache versammelten. Noch nie sahe ich auf demselben so viele Schwalben, und ich vermuthete sogleich, daß sie aus besondern Absichten daselbst zusammen gekommen seyn möchten, so wie mir augenblicklich ihre Abreise einfiel, die vielleicht ohnerachtet ich anfangs gegen eine Person, welche dieselbe auf diesen Tag festgesetzt hatte, darüber lächelte, heute doch erfolgen möchte. Die Anzahl derselben vergrößerte sich immer mehr, und der obere Theil des Dachs war, kleinere Zwischenräume ausgenommen, von ihnen beynahe ganz bedeckt. Indem einige ankamen, so flogen andere, unter lautem Jubel, auf, und nachdem sie in einem gewissen, nicht allzugroßen Kreis eine Zeitlang herumgeschwärmt waren, ließen sie sich wieder nieder. Ich sahe die Schwalben nie so lebhaft, munter, gesprächig und geschäftig als damals. Gleichsam als ob sie sich jeden Augenblick zu ihrer Reise anschicken wollten, bewegten sie immer ihre Flügel, und sie schienen ihren Abzug kaum erwarten zu können. Wenn neue Reisegefährten ankamen, so verdoppelte sich ihr Zwitschern, und es war nicht anders,

als ob sie einander ihre Freude über die Verändérung ihres Aufenthalts mittheilten, oder sich wechselsweise zur bevorstehenden Reise Glück wünschten, oder sich mit einander über eine, für alle wichtige Sache unterredeten. Sie hatten durchaus keine Ruhe, und mir schien's, als ob sie mit Ungedult diejenigen noch erwarten wollten, die mit ihnen fort ziehen sollten. Voll Begierde harrte ich auf ihren endlichen Abzug: — aber indem ich ganz mit meinen Schwalben beschäftiget war, wurde ich in meinen Beobachtungen durch eine Person, welche ins Zimmer trat, unterbrochen, und so sehr ich auch mit derselben das Gespräch abzukürzen suchte, so waren doch die Schwalben, da ich wieder ans Fenster trat, schon fort, ohne daß ich in diesem Jahre nur eine wieder zu sehen bekam. Lebt wohl, sagte ich bey mir selber, der Himmel geb' euch eine gute Reise! Es wurde mir bang um die Seele, und ich wünschte mir auch Schwalbenflügel, daß ich irgend wohin flöge, und ein gedeihliches Klima fände, das für meinen niedergedrückten Geist und meinen kranken Körper wohlthätig wäre. Unter diesen düstern Gedanken fiel mir Kleists gelähmter Kranich ein; dieses rührende Gedicht, welches

ich zum Trost am Schlusse für alle diejenigen hersetze, denen es auch oft bang um die Seele wird, daß sie weinen möchten.

Der Herbst entlaubte schon den grünen Wald
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wärmer Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrey der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt: Mit Recht trift also mich
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! Wie wirds

Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug?
Ich Unglückseeliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? Indessen weht
Ein guter Wind vom Land ins Meer. Die Schaar
Beginnt geordnet jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur bleibt weit zurück und ruht
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruh'n sah er das beßre Land,
Den mildern Himmel, der ihn plötzlich heilt;
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks
drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft beseufzt, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur.
Jenseits des Ufers giebts ein besser Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch! —

Sogar der Hase liebt die Musik.

An einem Sonntage Abends giengen fünf Choristen an dem Ufer des Flusses Mersey in Cheshire spazieren; nach einiger Zeit setzten sie sich ins Gras hin, und fiengen einen Wechselgesang zu singen an. Am Ende des Feldes, worauf sie saßen, befand sich ein Wald, aus welchem sie, während des Gesangs, sehr schnell einen Hasen herauskommen und nach dem Orte zulaufen sahen, wo sie saßen; ungefähr dreisig Schritte von ihnen machte er halt, und schien sich hôchlich über die Musik zu freuen, oft hielt er seinen Kopf auf die Seite, um desto besser zu hören.

Diese ungewöhnliche Erscheinung erregte ihre Aufmerksamkeit, und da sie gern zu wissen wünschten, ob der Hase wirklich um der Musik willen auf sie aufmerksam sey, so schwiegen sie still und sprechen kein Wort miteinander. Sobald der Gesang aufgehört hatte, kehrte der Hase langsam nach dem Walde zurück, als er aber beinahe ans Ende des Feldes war, stimmten sie denselben Gesang wieder an, worauf der Hase still stand, sich umsah und langsam wieder zu derselben Entfernung, wie zuvor,

zurückkam, wo er mit Vergnügen und Entzücken zuzuhören schien, bis sie den Wechselgesang geendigt hatten. Hierauf gieng er wieder langsam das Feld hinauf, und kehrte in den Wald zurück.

Fuch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Essich, Johann Gottfried,

Rührende Erzählungen aus der Thierwelt

Nördlingen 1819

Zool. 137 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10307131-5